



Archäologie Baselland



Jahresbericht 2021

Dokumentationen und Funde

IMPRESSUM

Herausgeber: Archäologie Baselland, Liestal
Redaktion, Layout: Reto Marti
Lektorat: Andreas Fischer
Grafik: Tom – it's fair design! www.tom-ifd.ch
Druckversion: Gremper AG, Pratteln
Bezugsquelle: Archäologie Baselland, Amtshausgasse 7, CH-4410 Liestal
oder als Download: www.archaeologie.bl.ch



© 2022 Archäologie Baselland; Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion des Kantons Basel-Landschaft

Abbildungsnachweis: sämtliche Fotografien, Zeichnungen und Pläne stammen, wo nicht anders vermerkt, aus dem Archiv der Archäologie Baselland.



Archäologie über dem Boden

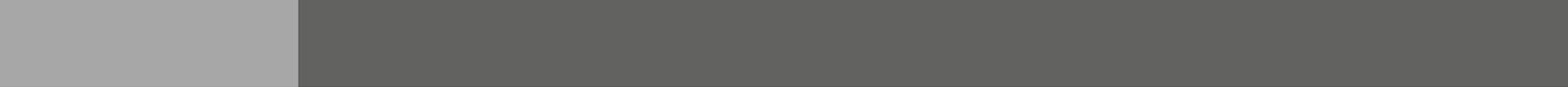
In den letzten Jahren hat ein Fachbereich starken Zuwachs erfahren, der früher in vielen Kantonen – auch bei uns – nicht zum Kernauftrag einer archäologischen Fachstelle gehörte: die Bauforschung. In Zeiten verdichteten Bauens kommt der rechtzeitigen Dokumentation von historischen Gebäuden, die umgebaut oder abgerissen werden sollen, enorme Bedeutung zu.

Wer in Zukunft die Entwicklung unserer Ortschaften verstehen will, muss jetzt handeln, denn die Bautätigkeit in den Ortskernen schreitet dynamisch voran. Wie im Boden, wo nach dem Einsatz eines Baggers die archäologischen Spuren unwiederbringlich weg sind, verlieren auch Gebäude nach einem umfassenden Umbau oft ihre historische Aussagekraft. Sie werden diesbezüglich zur leeren Hülle.

Auf dem Spiel steht das gewichtige Erbe der Baselbieter Baukultur. Die Landschaft ist bekannt für ihre Ortsbilder von zum Teil nationaler Bedeutung. Die Art und Weise, wie man früher gewohnt, sein Vieh und seine Habe geschützt, sein Gewerbe ausgeübt und das alles wenn möglich mit einem gewissen Stolz den Nachbarn präsentiert hat, sagt viel aus über die Menschen, die einst hier lebten.

Spektakuläre Entdeckungen der jüngsten Zeit rechtfertigen den Aufwand, den die Archäologie Basel-land seit einigen Jahren treibt – beziehungsweise treiben muss. Eine im Berichtsjahr verabschiedete Strategie hilft, in Anbetracht der grossen Herausforderung bei zugleich knappsten Ressourcen den richtigen Fokus zu legen.

Reto Marti
Kantonsarchäologe



Inhalt

Jahresrückblick	4
Fundstellen und Schutzzonen	10
Grabungen und Bauuntersuchungen	26
Fundabteilung	98
Konservierungslabor	124
Archäologische Stätten	146
Dokumentation und Archiv	158
Auswertung und Vermittlung	162
Zeittabelle	192

18.039 BUUS BL
FARNSBURG
SANIERUNG 19-22
FOTO - NR 884
06.05.2021

1M



Jahresrückblick

Das zweite Pandemiejahr forderte auch von der Archäologie Baselland Einiges ab. Trotz aller Einschränkungen nahmen die Arbeiten nahezu ungebremst ihren Lauf, wenn auch zweifellos etwas entspannter als im Vorjahr, dank der mittlerweile verfügbaren hochwirksamen Impfstoffe. Mit einem deutlichen Plus endete das Jahr einmal mehr bei den Späherfunden. Die ehrenamtlichen Prospektoren nutzten die Empfehlungen der Gesundheitsbehörden für vermehrte Aufenthalte in der freien Natur und waren besonders aktiv. So gehen wieder einige sehr spannende Neufunde auf ihr Konto.

Eine urgeschichtliche «Ufersiedlung» in Reinach, fernab von jedem See, ein spätrömischer Münzhort aus dem Bubendorfer Bann oder ein rätselhaftes «festes Haus» am Rand des alten Gelterkindens: Nebst vielen Mosaiksteinchen, die unser Bild vergangener Zeiten ergänzen, gab es wiederum einige echte Überraschungen zu verzeichnen. Für solche Momente sorgt auch die Arbeit in der Fund- und Konservierungsabteilung, etwa wenn sich eine «komische» Scheibe als iberischer Import aus der späten Römerzeit entpuppt, sich unter dem Rasterelektronenmikroskop ein Eichhörnchenfell offenbart oder in Pratteln tanzende Liebesgöttinnen auftauchen. Ganz zu schweigen von den auf Hochtouren laufenden Sanierungsarbeiten auf der Farnsburg, wo man allerdings auf die eine oder andere Überraschung sehr gerne verzichtet hätte. Doch lesen Sie selbst ...

Reto Marti

Überraschung der eher schwierigen Art: mehrfach restauriertes und trotzdem völlig marodes Bruchsteinmauerwerk auf der Farnsburg. Da bleibt als Option nur Dokumentation, Abbruch und Neuaufbau.

Vergangen und wiederbelebt

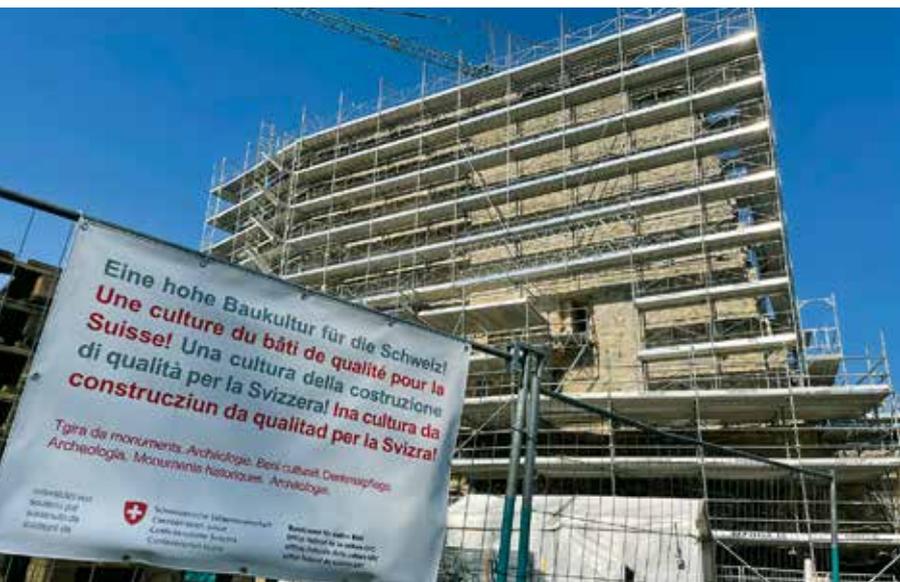
Mit Unterstützung
des Bundes: Sanie-
rungsarbeiten auf der
Farnsburg.

Die Baselbieterinnen und Baselbieter wissen es: Burgen, Schlösser und deren Ruinen sind wichtige Zeugnisse unserer Geschichte und eine Bereicherung der wunderbaren Landschaft. Auch als lauschige Freizeitorte und inspirierende Ausflugsziele sind die historischen Stätten hochgeschätzt.

Das Programm des Kantons zur Aufwertung seiner Burgenlandschaft ist auf Kurs. Im Berichtsjahr waren vor allem die Farnsburg und die Burg Altenberg bei Füllinsdorf Ziel von Restaurierungsarbeiten. Eine grössere Intervention auf der Ödenburg bei Wenslingen ist in Vorbereitung.

Mit der Unterstützung des Swisslos-Fonds Basel-land und von weiteren Stiftungen wurden in letzter Zeit auch Burgruinen gesichert, deren Unterhaltungspflicht bei Gemeinden und Privaten liegt. Besonders zu erwähnen ist zudem das Engagement des Bundes, der die Projekte bisher mit bis zu einem Viertel der Kosten mitgetragen hat. Allen Förderern des Burgenland Baselbiets, zu denen man spätestens seit der jüngsten Werbekampagne auch Baselland Tourismus zählen darf, sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Weshalb die «gute alte Zeit» der Burgen auch für uns relevant ist und welch packende Geschichten es dazu gibt, war Thema einer Sommerserie, die Christoph Reding mit Moderator Dani von Wattenwyl bei Radio Basilisk bestritt (S. 178 ff.).



Versteckt und wiedergewonnen

Nach gut zehnjähriger vertiefter Zusammenarbeit sind die ehrenamtlichen Späher definitiv zu einem festen Wert der archäologischen Erforschung des Baselbiets geworden. Jedes Jahr liefern sie zum Teil sehr bedeutende Neuentdeckungen ab.

Im Berichtsjahr sind – nebst vielen anderen spannenden Funden – drei Münzhorte aus Bubendorf, Roggenburg und Langenbruck hinzugekommen, aus der Spätantike, dem Spätmittelalter und aus der Zeit kurz vor der Französischen Revolution.

Welche Geldwerte wurden versteckt, wieso und unter welchen Umständen? Geschah dies aus einer Notsituation heraus, vielleicht sogar in Verbindung mit einem historisch bekannten Ereignis? War es Absicht, dass die vergrabene Barschaft im Boden blieb, oder was hinderte die Besizerschaft daran, ihre Schätze wieder zu heben?

Jedes dieser Münzenssembles erzählt seine eigene Geschichte, die es zu enträtseln gilt. Eine Arbeit an der Universität Bern legt dar, dass offenbar auch

kleine, auf den ersten Blick eher unscheinbare Münzdeponierungen ihre eigene Rolle spielten. Das Beispiel zeigt einmal mehr eindrücklich, wie gewinnbringend es sein kann, Zonen ausserhalb der heutigen Bauperimeter systematisch zu prospektieren (S. 164 ff.).

Der neuentdeckte Hort von Bubendorf, Weid mit 1290 Münzen aus dem 4. Jahrhundert.



Vermodert und wiedererkannt

Wer hätte geahnt, dass sich an den Pfeilspitzen, die neben den Fussknochen eines Männergrabes lagen, edelstes Eichhörnchenfell findet?

Ausgraben heisst leider auch zerstören, denn bei jeder Freilegung eines Befunds wird unwiederbringlich Material entfernt. Das ist bei sorgfältigem Vorgehen in der Regel kein Problem. Aber wenn zum Beispiel neue Analysemethoden entwickelt werden, mit denen man aus diesem Material weitere Erkenntnisse gewinnen könnte, versteht

man, weshalb es durchaus erstrebenswert ist, Grabungen wenn immer möglich zu vermeiden und künftigen Generationen zu überlassen.

Nicht nur Pollen und alte DNA, Isotope oder kosmogene Nukleide, an die Grabungsverantwortliche vor ein paar Jahrzehnten noch kaum gedacht hätten, können so plötzlich ins Blickfeld rücken. Auch organische Materialien, die längst vergangen sind, lassen sich unter Umständen noch nachweisen. Dies zeigen die Blockpräparate aus den Ausgrabungen im frühmittelalterlichen Gräberfeld von Reinach, Baselstrasse derzeit eindrücklich.

Unter der Anleitung der Spezialistin Antoinette Rast-Eicher ist das Team des Konservierungslabors derzeit dabei, die Fundpakete akribisch unter die Lupe zu nehmen, beziehungsweise unter das Rasterelektronenmikroskop. Holz, Leder, Moos, Federn, Fell und Textilien sind zwar weitgehend verschwunden. Aber in der Oxidschicht benachbarter Metalle findet sich so Einiges wieder, erstartet im Rost (S. 136 ff.).



Verschwunden und wiedererlangt

Die «Archäologie über dem Boden» spielt aufgrund des ungebrochenen Baubooms eine immer wichtigere Rolle. Es ist wie unter unter der Grasnarbe: Oft lässt sich auch alte Gebäudesubstanz nicht erhalten. Deshalb braucht es eine «virtuelle» Bewahrung, eine Dokumentation in Wort, Bild und Plan. Was jetzt nicht auf diese Weise festgehalten wird, ist künftigen Generationen für immer verloren.

Der Regierungsrat hat das Problem erkannt und für die nächsten drei Jahre eine zusätzliche Stelle bewilligt, zur Unterstützung des kleinen Bauforschungsteams. Sie ermöglicht es, neben der Hektik des Alltags die in den letzten Jahren angestauten Dossierberge abzuarbeiten. Wir heissen Nora Näf herzlich willkommen. Sie war im Berichtsjahr bereits temporär für die Baselbieter Bauforschung tätig und hat ihre Masterarbeit an der Uni Bamberg zum Liestaler «Törli» verfasst hat, im Team herzlich willkommen (vgl. Jahresbericht 2020, S. 54 ff.).

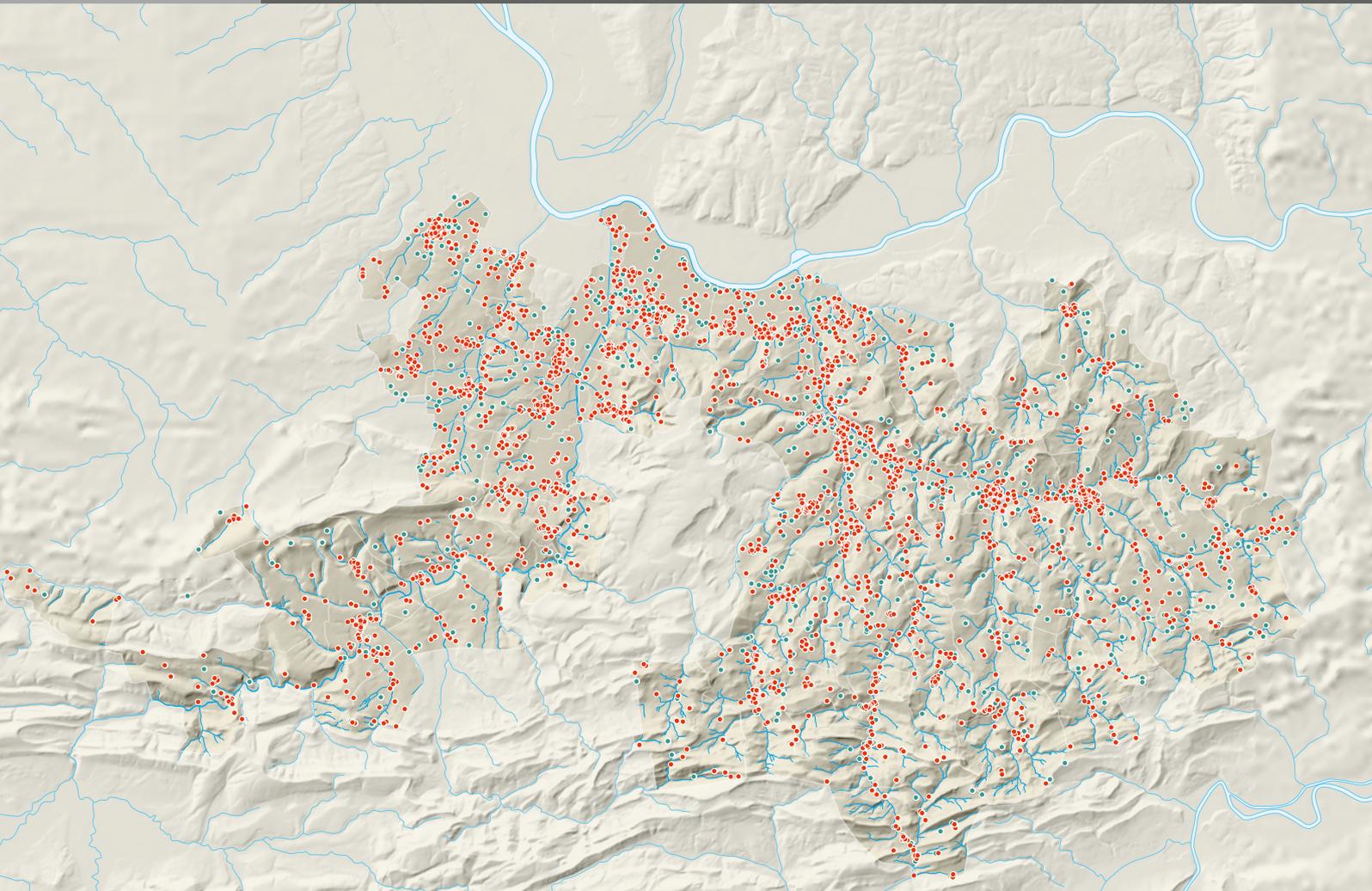
Trotzdem bleiben die Mittel knapp. Die Archäologie Baselland hat deshalb eine «Strategie Bauforschung» erarbeitet, als Handhabe für künftige Bau-

gesuche. Sie soll für die Nachwelt dokumentieren, auf welche Projekte verzichtet wird und aufgrund welcher Kriterien. Kontinuität und Nachvollziehbarkeit – zwei wesentliche Parameter der Kultur-gutpflege (S. 16 ff.).

Reto Marti

Das Bauforschungsteam verfügte 2021 über 1,4 Voll-, 0,4 Teilzeitstellen und einen Zivi: Ramiro Blattner, Christoph Reding, Nora Näf, Lukas Richner, Claudia Spiess.





Fundstellen und Schutzzonen

Ende des Jahres 2021 enthielt die Fundstellendatenbank 4719 Dossiers, was einen Zuwachs von 298 Eintragungen gegenüber dem Vorjahr bedeutet. In 18 Dossiers bereits bekannter Stätten kamen weitere Informationen hinzu. Ein Grossteil der neuen Fundstellen wurde durch die Dokumentation von Bodeneingriffen oder von Umbauten historischer Gebäude erfasst. Dies ist als Erfolg der gezielten archäologischen Überwachung von Baumassnahmen zu werten.

Weitere Einträge sind der Durchsicht historischer Quellen aller Art sowie routinemässigen Kontrollen von Bodeneingriffen durch die Archäologie Baselland zu verdanken. Schliesslich sind Fundstellen hervorzuheben, die von ehrenamtlichen Mitarbeitern der Archäologie Baselland und von aufmerksamen Bürgerinnen und Bürgern gemeldet wurden.

Wie immer gilt es parallel dazu abzuklären, ob durch die neuen Dossiers weitere Schutzzonen definiert werden müssen oder ob sie Auswirkungen auf den Perimeter bereits vorhandener haben. Infolgedessen wurden fünf Schutzzonen angepasst und zwei neue erfasst. Die Gesamtzahl der Schutzzonen steigerte sich damit 2021 auf 792.

Den Bauherren, Architekten und Bauleuten, die in ihren Projekten eine fachgerechte archäologische oder baugeschichtliche Untersuchung ermöglicht haben, aber auch den vielen engagierten Sammlern und Forschern, die dazu beitragen, das Wissen über das kulturelle Erbe unseres Kantons zu erweitern und zu bewahren, gebührt unser herzlicher Dank.

Christoph Reding

Die Karte zeigt sämtliche bekannten archäologischen Fundstellen des Kantons Basel-Landschaft (ausserhalb der Römerstadt Augusta Raurica).

Baustellenkontrolle

Waldenburg, Alte
Hauensteinstrasse,
Drohnaufnahme.
Der dabei entdeckte
Baumstamm ist bereits
abtransportiert.

Die Baustellenkontrolle im Jahr 2021 lässt sich gut in zwei Hälften aufteilen. Im ersten Halbjahr wurden die Bauvorhaben wie gehabt gestartet, und Simone Kiefer war mit der Begleitung von Baugrubenaushüben entsprechend stark ausgelastet. Ab Juni/Juli nahmen dann weltweite Ereignisse – Stau im Suezkanal, Verzögerungen bei der Liefe-

rung von Baustoffen oder auch die Knappheit beim Bauholz – Einfluss auf die Bautätigkeit im Kanton. Folglich wurden im zweiten Halbjahr weniger Baustarts gemeldet. Da einzelne Bauprojekte aufgrund ihrer Grösse oder wegen Etappierungen längere Zeit in Anspruch nahmen, war die Verantwortliche für die Kontrollen dennoch viel im ganzen Kanton unterwegs.

Obwohl über das gesamte Jahr «nur» 68 Baustellen begleitet wurden, wurden doch 14 neue Fundstellen entdeckt. Darunter finden sich auch organische Funde, etwa ein Baumstamm von einer Baustelle an der Alten Hauensteinstrasse in Waldenburg. Diese Baustelle wurde begleitet, da hier die römische Passstrasse über den Oberen Hauenstein vermutet wird. Der Baumstamm kam im unteren Bereich einer Bergsturzmasse zum Vorschein. Mit Hilfe der Jahrringdatierung soll nun diese Ablagerung zeitlich bestimmt werden. Möglicherweise liefert das Datum Hinweise auf den Verlauf der römischen Strasse, die im Bereich des Baustellenaushubs allerdings nicht erfasst wurde.



In Hersberg wurde ein Grenzbereich des frühmittelalterlichen Dorfes genauer untersucht (S. 58 f.). Der erfolgreiche Nachweis früher Siedlungsspuren bestätigt die Strategie der Archäologie Baselland, Bauvorhaben auch auf blossen – aber wissenschaftlich genau begründeten – Verdacht hin zu begleiten. Jeder Erfolg erweitert das Kulturerbe des Kantons um ein weiteres kleines Kapitel!

Auch in Sissach wurde auf diese Weise eine neue Fundstelle erkannt. Die Begleitung einer Überbauung am Grienmattweg führte zur Entdeckung einer römischen Schuttschicht, die auf ein etwas weiter nördlich liegendes Gebäude hinweist. Der flache Südhang verspricht auch im Winter eine lange Sonneneinstrahlung und wird nicht erst heute als ideale Wohnlage geschätzt. Die Schuttschicht könnte von einem Landwirtschaftsbau stammen, der zu einer in der Umgebung liegenden Villa Rustica gehörte.

Die durch das 2014 revidierte Schweizerische Raumplanungsgesetz angeordnete verdichtete Bauweise in den Ortskernen verschaffte dem Bau-

forschungsteam viel Arbeit. Diese schlug sich in der Zahl von 48 bauhistorischen Hinweisen nieder, von denen bei 35 Objekten eine Begehung mit kurzer Dokumentation nötig war. Die hauptsächlichsten und aufwändigsten Einsätze bildeten aber die acht bauarchäologischen Untersuchungen, die sich über das ganze Jahr verteilten. Die Büro-

Die Mithilfe pensionierter Koryphäen der Archäologie ist immer eine besondere Freude: hier Paul Gutzwiller an der Austrasse in Therwil.



Beim Glögglifels in
Grellingen wird der
historische Weg wieder
hergestellt.

arbeiten wurden pandemiebedingt oftmals von zu Hause aus erledigt, aber die Untersuchungsobjekte erforderten unsere Aufmerksamkeit vielfach direkt vor Ort auf den entsprechenden Baustellen.

Im Binner Restaurant Neubad wurde ein Bade- und späteres Fischbecken dokumentiert (S. 88 ff.).

An der Hauptstrasse 40 in Bubendorf (S. 82 ff.), an der Weichselmattstrasse 3 in Bottmingen und an der Burggasse 4 in MuttENZ kamen weitere Gebäude mit teilweise oder weitgehend erhaltenen Hochfirstständer-Gerüsten zum Vorschein. Eine Untersuchung in Frenkendorf an der Mittelgasse 3 zeigte, dass das auffällig nahe an der Kirche liegende



Wohnhaus auf einen kleinen steinernen, im Jahr 1513 errichteten Kernbau zurückgeht (S. 66 ff.). In Wintersingen an der Winterhalde 24 wurde in einem Gebäude eine Bretterwand freigelegt, die sich als Relikt eines einstigen hölzernen Ständerbaus von 1558 herausstellte.

Personell wurde das Bauforschungsteam mit der temporären Anstellung von Nora Näf ergänzt, die uns in einem Pensum von 40 Prozent tatkräftig unterstützte. Sie widmete sich hauptsächlich der Aufarbeitung, Auswertung und Publikation der schon einige Jahre zurückliegenden Untersuchung an der Burggasse 8 in Muttenz, dem ältesten noch aufrecht stehenden Haus des Baselbiets (vgl. Jahresbericht 2016, S. 79 ff.). Zudem profitierte das kleine Bauforschungsteam zwei Monate lang von

der Unterstützung des Zivildienstleistenden Ramiro Blattner und später im Jahr der Praktikantin Laura Oberholzer. Allen gebührt ein herzlicher Dank für ihren wertvollen Einsatz!

Bericht: Simone Kiefer und Claudia Spiess

**Interne Konferenz
im Feld: Treffen der
Archäologinnen und
Archäologen in der
zu untersuchenden
Liegenschaft Rosen-
gasse 5 in Liestal.**



<

**Denkmalpfleger Philippe
Allemann zeigt sich von einer
mächtigen Eichenschwelle an
der Weichselmattstrasse 3 in
Bottmingen beeindruckt.**

Neue Strategie der Bauforschung für die Jahre 2021–2025

Pratteln, Hauptstrasse 66. Ein 400-jähriges Bauernhaus verschwindet aus dem historischen Dorfbild (Abbruch 2021).

Der Trend zur verdichteten Bauweise, verursacht durch das bereits erwähnte neue Raumplanungsgesetz, führt in den Ortskernen immer mehr zum Umbau oder Abbruch von Gebäuden, die noch wichtige bauhistorische Substanz enthalten. Vermehrt erfasst diese Bautätigkeit nun auch die letz-

ten Objekte, die bislang durch moderne Eingriffe nur wenig versehrt worden sind. Zumeist sind diese äusserlich unscheinbar und folglich nicht inventarisiert beziehungsweise denkmalpflegerisch geschützt. Wenn die Bauintensität weiter so anhält, wird die bauhistorisch relevante Substanz in den Dorfkernen in wenigen Jahren derart stark dezimiert sein, dass eine erfolgreiche Dokumentation und Erforschung der einstigen Siedlungsgeschichte nicht mehr oder nur noch in geringen Massen möglich sein wird. Damit einher geht der Verlust des baukulturellen Erbes, das für die Bewohnerinnen und Bewohner des Baselbiets in hohem Masse identitätsstiftend ist.

Die hohe Bautätigkeit widerspiegelt sich auch in der Anzahl der seitens der Bauforschung der Archäologie Baselland getätigten Einsprachen zu Baugesuchen – 2021 dreimal mehr als noch 2014. Denn um insbesondere die oben genannten bauhistorisch wertvollen Gebäude beurteilen zu können, bedarf es in jedem Fall eines Augenscheins im Gebäudeinneren und somit einer Einsprache



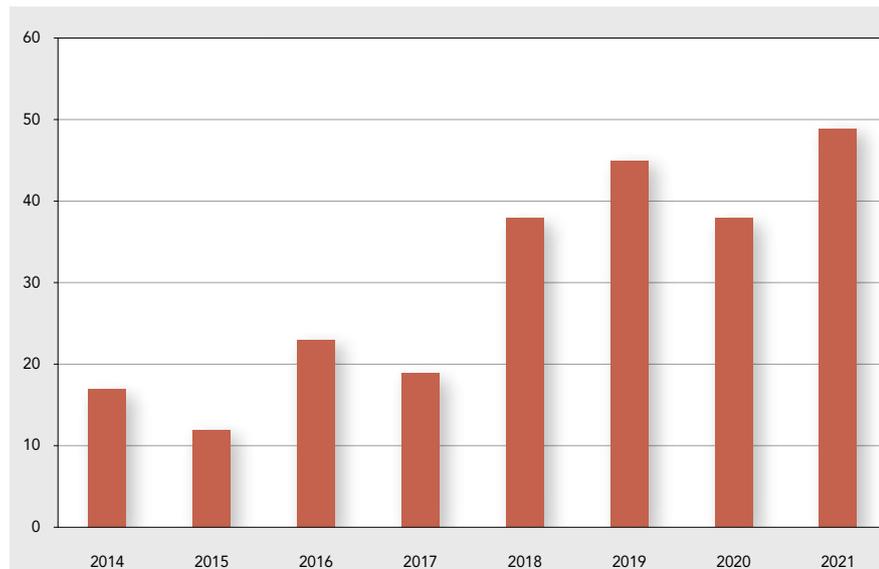
im Rahmen des Baubewilligungsverfahrens. Dieses einzig erfolgversprechende Vorgehen beansprucht jedoch etwa die Hälfte der Ressourcen der Bauforschung, so dass andere Aufgaben zu kurz kommen oder nicht mehr möglich sind.

So bleibt des Öfteren keine Zeit, nach einer Bauuntersuchung die Dokumentation zeitnah archivgerecht aufzuarbeiten und abzuschliessen. Der Berg dieser wichtigen Dokumentationen wird bei gleichbleibenden Personalressourcen täglich grösser. Des Weiteren ist durch die hohe Auslastung keine Zeit vorhanden für ebenso wichtige Auswertungs- und Vermittlungsprojekte sowie Publikationen.

Diese Herausforderungen sind aber gleichzeitig auch als Chancen zu sehen. Durch die erhöhte Bautätigkeit in den historischen Ortskernen ergibt sich für die Bauforschung die einmalige Möglichkeit, mehr über die mittelalterliche und neuzeitliche Siedlungslandschaft des Kantons zu erfahren.

Die Entdeckungen bauhistorisch besonders wertvoller Gebäude nehmen zu. Dasselbe gilt für die Digitalisierung von Arbeitsprozessen: Letzteres wirkt vordergründig aufwendig, entlastet aber das Team im Endeffekt. Dasselbe gilt für den gezielten Einsatz von modernen Dokumentationsverfahren.

Statistik der Einsprachen. Der beständige Anstieg widerspiegelt den aktuell hohen Baudruck auf die historischen Siedlungskerne.



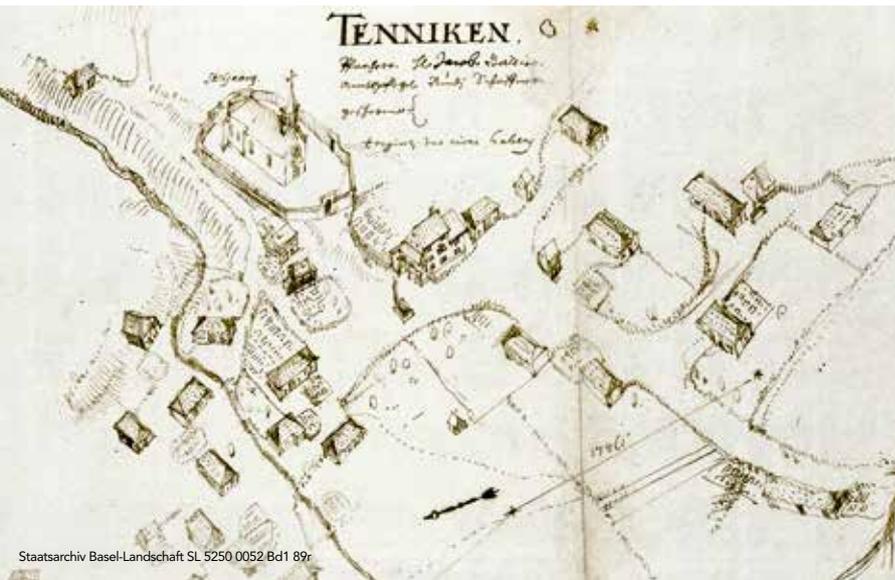
Die Dorfprospekte von Georg Friedrich Meyer (Beispiel Tenniken 1678) sind in ihrer Detailtreue von unschätzbarem Wert für die Bauforschung.

Auf Basis der oben beschriebenen Herausforderungen und Chancen hat die Bauforschung der Archäologie Baselland eine neue Strategie erarbeitet, die für die kommenden fünf Jahre der Steuerung ihrer Ressourcen und damit der besseren Untersuchung, Dokumentation und Vermittlung

des baukulturellen Erbes des Kantons dienen wird. Dafür hat sie sich die folgenden vier strategischen Ziele gesetzt:

1. Dokumentation und Erforschung der relevanten bauarchäologischen Informationen bei weiterhin hohem Baudruck.
2. Schwerpunktsetzung und damit Optimierung des Ressourceneinsatzes in allen Tätigkeitsbereichen.
3. Die Möglichkeiten und Chancen der Digitalisierung gezielt nutzen.
4. Aktives Fördern von Forschung und Vermittlung.

Um diese Vorgaben zu erfüllen, hat die Archäologie Baselland verschiedene Massnahmen abgeleitet. Dazu gehört die Entwicklung und Umsetzung von Forschungsschwerpunkten. So wird nun ein zeitlicher Akzent auf den Dorflandschaften und Gebäuden des 15./16. Jahrhunderts und bis zum 17. Jahrhundert liegen. Für den ersteren Zeitraum sprechen die herausragenden bauarchäologischen Befunde der vergangenen Jahre (wie Burggasse 8



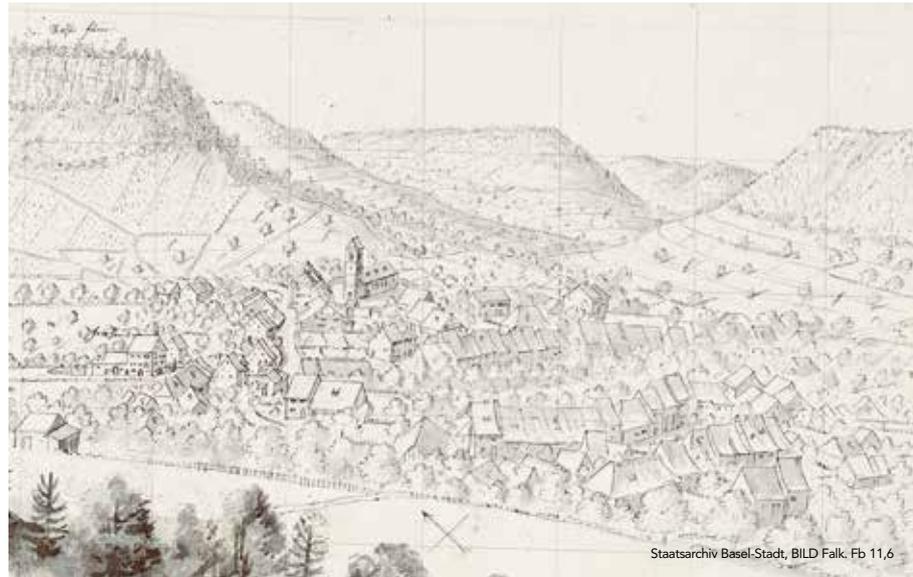
oder Hauptstrasse 25 in MuttENZ), für den zweiten die überregional einmalige Datengrundlage, die uns die Dorfprospekte von Georg Friedrich Meyer (1678) und Emanuel Büchel (um 1750) bieten.

Der geografische Schwerpunkt wird auf der Gemeinde MuttENZ liegen. Dieser Entscheid beruht auf der Grundlage, dass bei aktuell hohem Bau- druck in diesem historischen Dorfkern gleichzeitig eine hohe Quantität und Qualität von bauhisto- rischer Substanz vorhanden ist. Hinzu kommt die Zentrums- lage im Kantonsgebiet, die eine Vermitt- lung der gewonnenen Erkenntnisse an eine breite Bevölkerung ermöglicht. So soll nun am Beispiel eines Dorfes aufgezeigt werden, was aus Sicht der bauarchäologischen Forschung bei ausreichenden Ressourcen auch für die 85 anderen Gemein- den des Kantons Basel-Landschaft möglich wäre. Ein erstes Ergebnis der Schwerpunktsetzung ist eine populärwissenschaftliche Abhandlung in der Zeitschrift «Mittelalter» des Schweizerischen Burgen- vereins, die im April 2022

erschienen ist und die Inventarisierung und Ent- wicklung des Dorfes MuttENZ aus bauhistorischer und -archäologischer Sicht schildert.

Für eine effizientere Erfassung der Gebäude im Kanton werden drei Dokumentationsstufen ein-

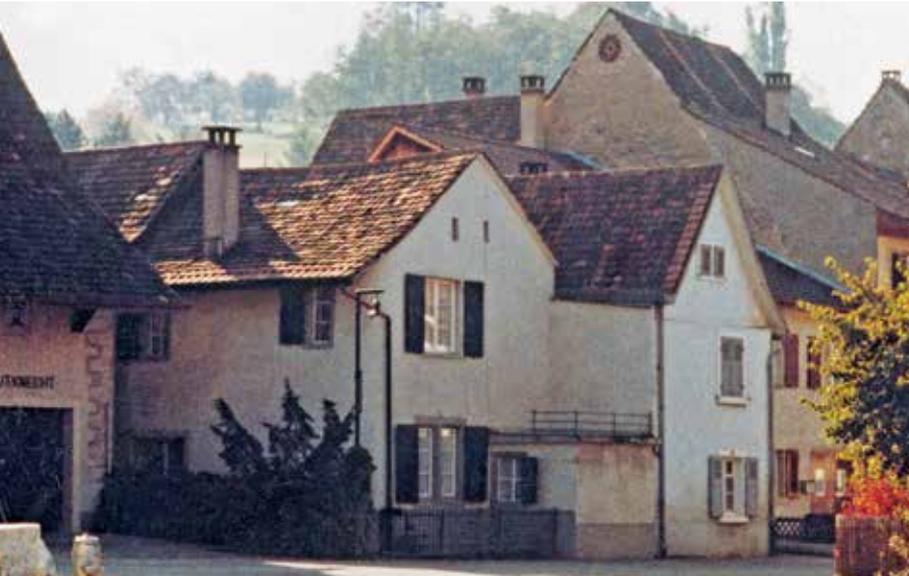
Dorfansichten von Emanuel Büchel (Bei- spiel Rothenfluh 1756) zeigen eindrücklich die Dörfer der damaligen Landschaft Basel.



Die Gemeinde Muttenz ist die Schwerpunkt-gemeinde der Bauforschung für die Jahre 2021 bis 2025 – auch dank ihres intakten Ortsbilds.

geführt: Eine erste Stufe gilt der Erfassung eines Grunddatensatzes, der die wichtigsten Eckdaten des Objektes beinhaltet. Er soll für alle untersuchten Gebäude zur Anwendung kommen. In einer zweiten Stufe werden zusätzliche Fotos, Skizzen oder Pläne beigelegt. Die dritte Stufe weist die höchste Dokumentationsqualität auf – und zwar in

Form von Grunddatensatz, detailgerechten Plan-aufnahmen, umfassendem Untersuchungsbericht etc. sowie einer Publikation im Jahresbericht der Archäologie Baselland. Der Grunddatensatz wird zudem in der Datenbank ADAM erfasst, um künftig eine bessere Auswertung aller untersuchten Gebäude zu ermöglichen.



Um die Möglichkeiten und Chancen digitaler Dokumentationstechniken gezielt zu nutzen, werden diese vermehrt evaluiert und allenfalls adaptiert. Dabei sollen stets die Personalressourcen im Auge behalten werden. Im Vordergrund steht im Augenblick der Einsatz einer Thermokamera (vgl. Jahresbericht 2019, S. 154 ff.) und eines 3D Scanners zur Erfassung von Gebäuden, aber auch die Verwendung von Zeichnungs- und Konstruktionsprogrammen (Illustrator/AutoCAD) zur Erstellung von Gebäudeaufnahmen, unter anderem in Verbindung mit «Structure from Motion» und Einzelbildentzerrung.

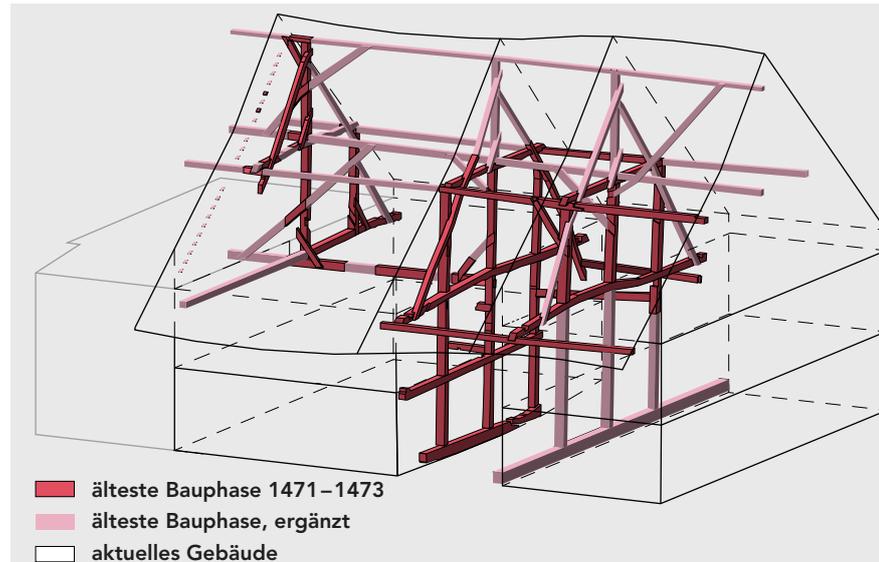
Und nicht zuletzt ist die Aufarbeitung der Dokumentationen zu den untersuchten Gebäuden, die bislang wegen des hohen Arbeitsanfalls nicht abgeschlossen werden konnten, besonders wichtig. Gleichzeitig ist zu vermeiden, dass weitere unvollendete Dossiers anfallen.

Um diese Massnahmen und Ziele umzusetzen, be-
willigte der Regierungsrat im ordentlichen Stellenplan der Archäologie Baselland für die Jahre

2022 bis 2024 zusätzliche 100% Stellenprozent für die Bauforschung. Diese können erfreulicherweise durch Pensenaufstockungen von Nora Näf und Lukas Richner besetzt werden, die beide bereits für die Bauforschung tätig sind.

Bericht: Christoph Reding und Lukas Richner

Muttenz, Hauptstrasse 25: Dokumentation des Hochständerbaus von 1473 mit digitaler Technik (CAD sowie Adobe Illustrator).





Späher Thomas Frei
(Bildmitte) und Andreas
Fischer bei der Be-
gehung der Fundstelle
Langenbruck, Lochmatt.

Auf der Suche nach Mustern und Systemen – der Späher Thomas Frei

Gleich zwei Beiträge in diesem Jahresbericht gehen auf Entdeckungen des ehrenamtlichen Mitarbeiters Thomas Frei zurück: Er hat sowohl die Börse von Langenbruck, Lochmatt (S. 120 ff.) als auch den Hortfund von Roggenburg (S. 114 ff.) entdeckt. Anlass genug für ein Gespräch zwischen Andreas Fischer (AF) und dem Späher (TF) über seine Motivation und Herangehensweise.

AF: Thomas Frei, was hat Sie 2014 dazu bewogen, sich als ehrenamtlicher Mitarbeiter bei der Archäologie Baselland zu melden?

TF: Auslöser war die Entdeckung von Glasschlacken auf dem Remel. Bei einer gemeinsamen Begehung haben Sie mich darauf aufmerksam gemacht, dass man sich als Späher registrieren lassen kann. Da mich die Vergangenheit schon lange fasziniert, habe ich spontan zugesagt.

AF: Was genau fasziniert Sie an der Archäologie?

TF: Ich finde es spannend, einen Gegenstand in der Hand zu halten, der zuvor 2000 Jahre oder mehr unentdeckt im Boden schlummerte. Mich interessieren vor allem auch kontinuierlich belegte

Plätze wie zum Beispiel Kirchen. Diese waren ja oft schon vorher Kultorte. Warum haben die Menschen genau diesen Ort ausgewählt? Viele Stätten sind auch heute noch sehr speziell und man kann sich gut vorstellen, dass unsere Vorfahren hier aussergewöhnliche Kräfte wahrgenommen haben.

2019 entdeckte Thomas Frei im Wald bei Bubendorf ein frühmittelalterliches Grab mit Beigaben.



Den Blick immer auf den Boden gerichtet: Thomas Frei sucht die Fundstelle Roggenburg, Baumgarten ab.

AF: Dies ist natürlich auch bei uns ein Thema, wir sprechen dann von numinosen Orten, die für Kulthandlungen aufgesucht wurden.

TF: Ja und ich denke, dass die Menschen in dieser Beziehung früher noch viel «feinfühlicher» waren als wir heute.

AF: Bei Ihrer Arbeit fällt uns auf, dass Sie Ihre Suchgebiete sehr gezielt auswählen. Wie gehen Sie vor?

TF: Ich suche eigentlich nach Mustern und einer zugrundeliegenden Systematik. Deshalb beschäftige ich mich zum Beispiel auch mit Geomantie und beurteile die Region nach solchen Gesichtspunkten. Dazu kommen auch weitere Hinweise wie Wege, die nur noch auf alten Karten eingezeichnet oder Flurnamen, die etwa abgegangene Siedlungen anzeigen. Auch Grenzzonen finde ich sehr spannend. In den letzten Jahren habe ich zudem auf moderne Hilfsmittel wie Geländereiefs (LIDAR-Daten) zurückgegriffen und diese auf verdächtige Strukturen abgesucht. Aber letztlich hat man nicht überall Erfolg und oft hilft auch die Intuition. Am liebsten sind mir Entdeckungen an Orten, wo vorher noch nichts gefunden wurde.

AF: Da stimme ich Ihnen zu. Neue Fundorte sind auch für uns immer spannend und wir haben gar nicht die Zeit, nach solchen zu suchen, weshalb die Arbeit unserer Ehrenamtlichen sehr wertvoll ist.

TF: Neue Entdeckungen stossen ja immer auch ein Fenster in die Vergangenheit auf. Es ist ein



tolles Gefühl, wenn man durch Funde die zuvor angestellten Vermutungen zu einem Ort bestätigen kann.

AF: Gibt es daneben auch weitere erfreuliche Aspekte dieses Hobbys?

TF: Ja, für mich ist es auch ein guter Ausgleich zum Beruf als Maschineningenieur in Kaderfunktion. Man verbringt viel Zeit in der Natur und hat auch immer wieder spannende Tierbegegnungen oder findet sehr schöne Plätze zum Verweilen.

AF: Wo viel Sonne ist, gibt es aber sicher auch Schattenseiten.

TF: Es ist immer wieder erstaunlich, wieviel Schrott im Wald herumliegt. Meist sind Sondengänge eher Waldputzaktionen. Das gibt zu denken. Und für uns Ehrenamtliche ist es etwas frustrierend, dass die Inventarisierung und Bestimmung der Funde oft lange auf sich warten lässt.

AF: Ich nehme das gerne so auf. Punkto Inventarisierung: Wir haben seit 2021 20 Stellenprozent für die Aufarbeitung der Funde zur Verfügung. Das ist zwar nicht üppig, aber doch ein Fortschritt. Zum Schluss: Warum sollten wir uns in Ihren Augen mit der Vergangenheit beschäftigen?

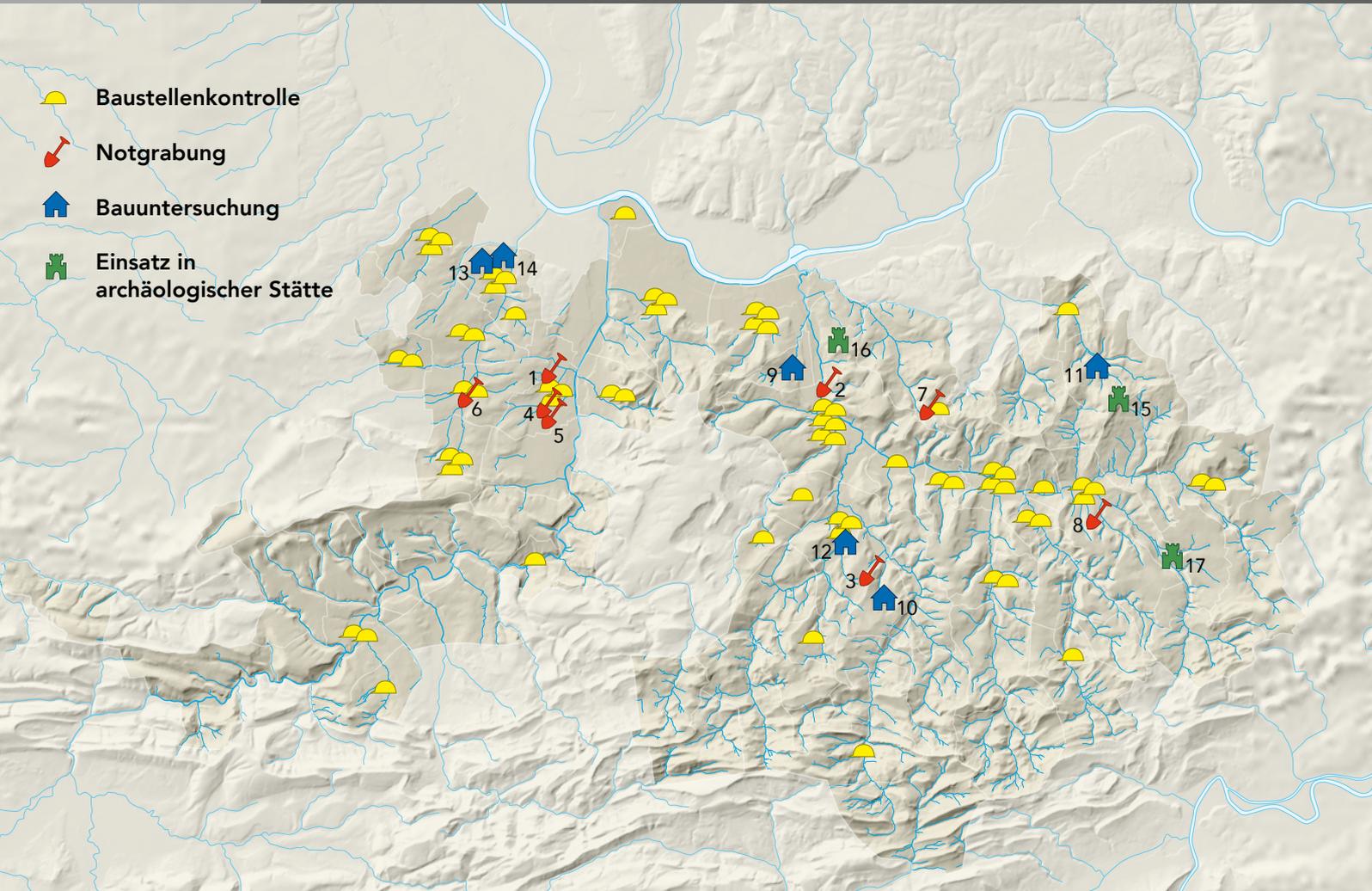
TF: Ich denke, wenn man versteht, was den Leuten früher wichtig war, kann dies auch für die Gegenwart hilfreich sein. Man sollte aus der Geschichte Lehren ziehen.

Interview: Andreas Fischer

Funde von Thomas Frei wie diese gusseiserne Ofentüre führten 2018 zur Lokalisierung der Hochwacht auf dem Prattler Horn.



-  Baustellenkontrolle
-  Notgrabung
-  Bauuntersuchung
-  Einsatz in archäologischer Stätte



Grabungen und Bauuntersuchungen

Die Zahl von 22 Grabungen und 43 Bauuntersuchungen blieb gegenüber dem Vorjahr praktisch konstant. Das Areal Mausacker/Fleischbach im Norden von Reinach, mit seiner aussergewöhnlichen Funddichte von den Steinzeiten bis in die Römerzeit, zählt mittlerweile zu den archäologischen Stätten von nationaler Bedeutung. Schritt für Schritt wird hier ein Fundplatz freigelegt, der spätestens ab der frühen Bronzezeit im weitesten Sinne mit «kultischen» Handlungen in Verbindung steht. Auch 2021 sind wichtige neue Erkenntnisse hinzugekommen.

Ein anderer Schwerpunkt betrifft den Ortskern von Reinach. Mit einer Erhaltung wie kaum anderswo lässt sich hier die Transformation von einem römerzeitlichen Gutshof zum mittelalterlichen Dorf fassen. Zwei Grabungen dokumentierten im Berichtsjahr eine der letzten noch nicht komplett überbauten Parzellen sowie den Südrand der mittelalterlichen Siedlung.

Den Übergang zur Bauforschung markiert ein in Spuren erfasstes «festes Haus» mit wenigen, aber bemerkenswerten Funden aus Gelterkinden. Zu dieser Stätte aus dem 14. Jahrhundert gesellen sich gleich zwei weitere, teils noch aufrecht stehende Gebäude aus Frenkendorf und Lampenberg aus dem frühen 16. Jahrhundert. Auch das bekannte «Ständerhaus» von Buus war 2021 Gegenstand einer Untersuchung.

Ein Bierkeller und das «Neubad» in Binningen, ein gesellschaftlicher Hotspot vor dem Ausbruch des ersten Weltkriegs, beenden den Reigen, der in diesem Jahr von ganz aussergewöhnlichen Entdeckungen seitens unserer Ehrenamtlichen garniert wird. Wir danken allen, welche die Feldarbeit der Archäologie auch im vergangenen Jahr mit viel Entgegenkommen oder aktivem Einsatz unterstützt haben.

Reto Marti

Wichtige Notgrabungen und Bauuntersuchungen sowie Baustellenkontrollen und Einsätze in archäologischen Stätten im Jahr 2021 (vgl. die Liste auf der folgenden Seite).

Grabungen

- 1 Reinach, Fleischbachstrasse (Jungsteinzeit, Bronzezeit)
- 2 Liestal, Unterer Burghaldenweg (Römerzeit)
- 3 Bubendorf, Weid (Römerzeit)
- 4 Reinach, Brunnigasse 6 (Frühmittelalter und Neuzeit)
- 5 Reinach, Hauptstrasse 53 (Frühmittelalter, Neuzeit und Moderne)
- 6 Therwil, Austrasse (Eisenzeit, Römerzeit, Frühmittelalter)
- 7 Hersberg, Weidweg (Früh- und Hochmittelalter)
- 8 Gelterkinden, Rüenenbergerstrasse (Spätmittelalter)

Bauuntersuchungen

- 9 Frenkendorf, Mittelgasse 3
- 10 Lampenberg, Hauptstrasse 50/52
- 11 Buus, Rickenbacherstrasse 16
- 12 Bubendorf, Hauptstrasse 40
- 13 Binningen, Neubadrain 4
- 14 Binningen, Bündtenmattstrasse 1

Einsätze in archäologischen Stätten

- 15 Farnsburg
- 16 Altenberg
- 17 Ödenburg

Baustellenkontrollen

Allschwil: Baselmattweg, Neuweilerstrasse 17, Schönenbuchstrasse 11

Arboldswil: Hinterdorf 21

Arlesheim: Nelkenweg 5, Weidenhofweg

Biel-Benken: Ochsenmattweg, Winkelweg

Binningen: Bündtenmattstrasse 1, Multenweg, Paradiesstrasse

Birsfelden: Gempenstrasse 1–5

Böckten: Weiermattstrasse

Bottmingen: Baslerstrasse 17

Bubendorf: Akazienweg, Neuhof, Sappetenstrasse

Buckten: Schlossmatte

Ettingen: Gempenweg, Gempenweg 5, Landskronweg

Gelterkinden: Chrummacherweg 3, Eiweg, Eiweg 4

Grellingen: Glögglifels

Hersberg: Dorfstrasse

Itingen: Gstaadmattstrasse, Weiermatt

Laufen: Brunnenweg 12, Langhagweg

Lausen: Weihermattstrasse 12

Liestal: Burgstrasse, Eglisackerstrasse, Heidenlochstrasse, Rosengasse 5, Unterer Burghaldenweg 30, Weissfluhweg 4

Lupsingen: Höhenweg

Maisprach: Möhlinstrasse 9a

MuttENZ: Baumgartenweg 35, Hauptstrasse 48, Lutzertstrasse

Oberwil: Hohestrasse, Therwilerstrasse 67

Pratteln: Hohle Gasse, Schwingfest-Areal, Unterwerk Lachmatt HWS, Wartenbergstrasse 20

Reinach: Angensteinerstrasse 7/9, Herrenweg, Kirchgasse

Rothenfluh: Dübachweg, Rössligasse 44

Seltisberg: Schwarzackerstrasse

Sissach: Gottesackerweg, Hauptstrasse, Margarethenstrasse 21, Schulstrasse 2

Tenniken: Gisibergweg, Weiermatt

Therwil: Austrasse, Bienenweg

Thürnen: Gartenstrasse, Hauptstrasse

Wahlen: Mättlein

Waldenburg: Alte Hauensteinstrasse

Reinach, Fleischbachstrasse. Übersicht über den Ostteil der Parzelle. Der Baugrubenaushub wurde von Ost nach West vorgenommen. Oben im Bild liegt die Fundstelle «Reinach-Mausacker». Die archäologischen Untersuchungen erfolgten parallel zum Baustellenbetrieb. Blick gegen Nordwesten.



Reinach, Fleischbachstrasse: eine prähistorische «Ufersiedlung»

Im Spätherbst des Jahres 2020 begann der Voraushub für die Wohnüberbauung «Les Cinq» auf einer der grössten noch nicht überbauten Parzellen in Reinachs Norden. Das Grundstück zwischen Fleischbachstrasse und Mausackerweg schloss direkt südlich an die bekannte Fundstelle «Reinach-Mausacker» an.

Die Forschungsgeschichte setzte 1993 ein, als einer der ersten Späher der Archäologie Baselland, der Reinacher Kurt Stolz, am Rand einer Baugrube am Langrüttliweg ein römisches Urnengrab entdeckte. Die in den folgenden Jahren durchgeführten Notgrabungen förderten spektakuläre Funde aus prähistorischer und römischer Zeit zu Tage. Eines der ältesten Werkzeuge des Kantons stammt von hier: ein so genanntes Chopping Tool aus vulkanischem Porphyr, das aufgrund seiner typischen Form durchaus ins Altpaläolithikum datieren könnte und damit noch wesentlich älter wäre als der Prattler Faustkeil.



Am Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit (um 800 vor Christus) lag an diesem Ort ein Kultplatz, wo die Leute der Umgebung sich zu rituellen Zusammenkünften versammelten. Von diesem sakralen Ort zeugen Mondhörner, ein so genannter Firstziegel sowie ein eigentlicher «Scherbentepich», ein Platz, an dem eine grosse Menge an

Das 2002 von Kurt Stolz im Mausacker gefundene «Chopping-tool» aus verbranntem Porphyr (Tom Schneider).



In einer der jungsteinzeitlichen Gruben kamen verbrannte Gerölle und Kalksteine zum Vorschein, wohl Hitzesteine zum Garen von Speisen.

Keramikgefässen absichtlich zerschlagen und bewusst im Boden deponiert wurden.

700 Jahre später entstand am selben Ort eine keltische Siedlung. In den Ausgrabungen Anfang der 2000er-Jahre wurde mehrere Gebäude eines Gehöfts nachgewiesen. Die Qualität der importierten

Tonwaren und weiterer Funde zeigt, dass hier Personen mit einem gewissen Wohlstand lebten. Auch nach der Machtübernahme der Römer blieb die Gegend nördlich des Fleischbachs besiedelt. 1998 wurde ein kleiner Friedhof mit reich ausgestatteten Brandgräbern und exklusiven Glasurnen freigelegt. Es dürfte sich dabei um die Gräber der Gutsherrenfamilie einer nahen römischen *villa rustica* gehandelt haben, von der bisher aber noch kaum etwas bekannt ist. Auf der Grossgrabung «Rainenweg» schliesslich, nordöstlich der Flur Mausacker, wurden im Jahr 2018 die Überreste eines römischen Sakralbezirks entdeckt. Ein älterer Grundriss innerhalb des römischen Tempelgevierts könnte auf ein keltisches Heiligtum hinweisen, das von den Römern übernommen und «umgenutzt» wurde (s. Jahresbericht 2018, S. 34 ff.).

Im Wissen um die Wichtigkeit des Fundplatzes wurde der neue Baugrubenaushub von Simone Kiefer eng begleitet. Grosse Teile der Fläche blieben jedoch befundleer, was sich 2012 bei geologischen Sondierungen auf der Parzelle bereits angedeutet hatte: In den Aufschlüssen zeigten sich



damals häufig Schwemmschichten des Fleischbachs, der im Bereich der gleichnamigen Strasse vom Bruderholz hinab über die Niederterrasse in Richtung Birs floss. Bis zu seiner Eindolung Anfang des 20. Jahrhunderts sorgte der Bach regelmässig für Überschwemmungen, weshalb gut vorstellbar ist, dass er auch archäologische Strukturen im Laufe der Jahrhunderte weggespült hat.

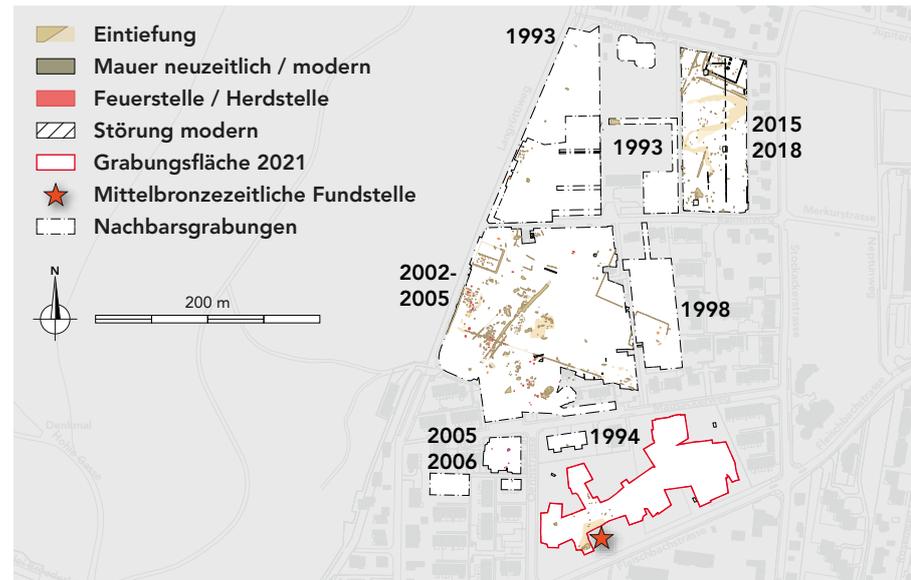
Im Mittelteil der riesigen Baugrube fanden sich im Schwemmsediment des Fleischbachs hin und wieder kleinere Grobkeramikfragmente, verbrannte Steine und Holzkohleflitter, die als verlagerte Funde einer nahen prähistorischen Siedlung zu interpretieren sind. Anfang März, als der Baugrubenaushub bereits weit fortgeschritten und schon fast das Westende der Parzelle erreicht war, zahlte sich die Hartnäckigkeit von Simone Kiefer doch noch aus: In zwei Metern Tiefe – unter den Schwemmsedimenten des Fleischbachs – entdeckte sie im verlehnten Niederterrassenschotter pfosten-grubenartige Eintiefungen.



Dies war der erste Hinweis auf unverlagerte Siedlungsreste. Auch diese Gruben enthielten teilweise prähistorische Keramik.

Das Grabungsteam wechselte von der nahezu abgeschlossenen Ausgrabung an der Reinacher Hauptstrasse (vgl. S. 50 ff.) auf die hiesige Baustelle

Lage der aktuellen in Bezug zu den bisherigen Grabungen. Die bronzezeitliche Fundstelle befindet sich direkt nördlich der Fleischbachstrasse.



Nadelfragment, Silexpfeilspitze und Keramikscherben mit charakteristischem Dekor der ausgehenden Mittelbronzezeit. M 1 : 2.

und begann mit dem Freilegen der Befunde. Insgesamt wurden rund ein Dutzend Pfostengruben, zwei grössere Eintiefungen – vermutlich Gargruben – und eine Feuerstelle entdeckt. Aus den Pfostenstellungen liessen sich leider keine Gebäudegrundrisse rekonstruieren. Einige von ihnen sowie die beiden grösseren Gruben lagen etwas abseits

der restlichen Befunde. Sie waren praktisch fundleer, liessen sich aber dank Radiokarbon-Analysen um etwa 4200–4100 vor Christus, also in die Jungsteinzeit datieren (ETH-119147, 5296 ±26; ETH-119148, 5334 ±25). Sie gehören damit in die Zeit der «Cortaillod-Kultur», die bisher vor allem aus Seeufersiedlungen im Mittelland bekannt ist.



In der Umgebung dieser Strukturen blieb eine Lage aus holzkohlehaltigem Lehm erhalten, der weitere Keramikfragmente und Tierknochen enthielt. Anders als in den Schwemmschichten weiter östlich war die Fundkonzentration hier deutlich höher und es fanden sich, speziell in der Umgebung der erwähnten Feuerstelle, auch grössere Keramikfragmente – ein deutlicher Hinweis auf Siedlungsaktivitäten an Ort und Stelle. Die Keramik datiert in die ausgehende mittlere Bronzezeit (um 1400–1200 vor Christus). Beim Abbau der Fundschicht kamen unter anderem ein Mondhornstück und das Fragment einer bronzenen Nadel zum Vorschein, leider ohne den zeitlich gut bestimmbareren Kopf. Solche Nadeln dienten zum Fixieren von Kleidungsstücken.

Die Befunde lassen auf eine kleinere Siedlung am Nordufer oder auf einer Insel des damals noch mäandrierenden Fleischbachs schliessen. Zeitlich fällt sie in die bisherige Lücke zwischen der frühen und der späten Bronzezeit, die beide in der unmittelbaren Umgebung bereits nachgewiesen sind. Aber auch schon 2000 Jahre früher hielten

sich hier Menschen auf, wie die beiden neuentdeckten jungsteinzeitlichen Gruben zeigen.

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Bericht: Jan von Wartburg und Andreas Fischer
März 2021

In der Umgebung der hier teilweise bereits ausgehobenen mittelbronzezeitlichen Feuerstelle lagen einige grössere Gefässkeramikfragmente.





Liestal, Unterer Burg-
haldenweg 30. Antonio
Ligorio und Zivi Lukas
von Känel legen den
südlichen Abschnitt der
römischen Wasserlei-
tung frei. Blick gegen
Süden.

Liestal, Unterer Burghaldenweg 30: ein Abschnitt der römischen Wasserleitung

Der Verlauf der römischen Wasserleitung, die vom 1. bis ins 3. Jahrhundert Augusta Raurica mit Wasser versorgte, ist im Gemeindegebiet von Liestal über weite Abschnitte gut dokumentiert und bereits bei Dutzenden von Bauprojekten flächig ergraben worden. So war es keine Überraschung, als der Bagger 2018 bei einer geologischen Sondierung in der zu überbauenden Parzelle am Unteren Burghaldenweg auf eine ihrer Seitenmauern stiess.

Der Kanal ist rund einen Meter breit und bis auf eine Höhe von 80 Zentimetern mit mehreren Verputzlagen ausgekleidet. Diese Schichten enthalten Ziegelschrotmörtel und Anteile von ungelöschtem Kalk, der bei eindringendem Wasser «aktiviert» wird und umgewandelt als Calciumcarbonat aufgetretene kleinere Risse ohne menschliches Zutun automatisch wieder verschliesst. Das Fundament der Leitung besteht aus grossen Kalksteinblöcken, begrenzt wird sie durch zwei Seitenmauern. Ein Gewölbe schloss die Wasserleitung gegen oben hin ab. Nach dem Bau wurde sie

mit Erde bedeckt, um sie vor äusseren Einflüssen zu schützen.

Ausgangspunkt war vermutlich ein Wehr am Westende des heutigen Lausens, wo Wasser der Ergolz gestaut und eingeleitet wurde. Die Leitung

Der im Gartenbereich freigelegte, 18 Meter lange Abschnitt der Wasserleitung südlich des bestehenden Hauses.



Querschnitt durch die Leitung. Auf dem rund 40 Zentimeter dicken Fundament ruhen die Seitenwände und der eigentliche Kanal.

wies ein konstantes Gefälle von 1,5 Promille auf und transportierte bis zu 300 Liter pro Sekunde. Das entspricht einer Förderleistung von 25 000 Kubikmetern pro Tag! Die Leitung endete vermutlich in einem Wasserschloss am Hang südlich von Augst. Von dort wurde das Wasser in einem ober-

irdischen Aquädukt in die Stadt geleitet und über Druckleitungen in die Quartiere verteilt.

Erst drei Jahre nach der geologischen Sondierung wurde der Bau der drei Mehrfamilienhäuser am Unteren Burghaldenweg schliesslich in Angriff genommen, was die fachgerechte Freilegung der römischen Wasserleitung auslöste. Lage und Grad ihrer Erhaltung waren dank einer Ausgrabung in der direkt südlich anschliessenden Parzelle im Jahr 2005 bereits weitgehend bekannt.

Die Untersuchung erfolgte in mehreren Etappen: Noch vor dem Abriss des bestehenden Altbaus wurde der 18 Meter lange Abschnitt im Gartenbereich südlich davon untersucht. Dort war das Bauwerk maximal zwei Lagen über den Gewölbeansatz hinaus erhalten. Der Rest war durch den Hangdruck bereits wegerodiert. Trotz des steilen Geländes hatte sich das erhaltene Teilstück dank der stabilen Seitenmauern und des massiven Fundaments in den 2000 Jahren seines Bestehens kaum bewegt.



Die Verfüllschichten im Inneren liessen sich in drei Bereiche einteilen: Über der Sohle lag ein lehmiger Sand, der sich während der Benutzungszeit aus dem noch fliessenden Wasser abgesetzt hatte. Darüber befand sich ein brauner Lehm, der durch Gewölbeeinbrüche nach der Auflassung der Leitung eingedrungen war. Die oberste Lage bestand aus dem Gewölbeversturz. Das ausgegrabene Teilstück wies ganz im Süden einen leichten Knick auf und verlief ansonsten schnurgerade nach Norden.

Nach dem Abriss des Gebäudes untersuchte das Grabungsteam den vier Meter langen Leitungsabschnitt unter der Gartenterrasse, der ähnlich gut erhalten war. Eine Baggersondierung unter der Bodenplatte des Altbaus zeigte, dass sich dort stellenweise die unterste Lage des Fundaments erhalten hatte. Allerdings war der Bereich durch diverse tiefer gehende moderne Fundamente und Leitungsgräben grösstenteils zerstört.

Die aktuelle Grabung lieferte – wie die meisten Untersuchungen an diesem Meisterwerk römischer Ingenieurskunst – kaum Fundmaterial. Lediglich

aus den Hinterfüllungen der beiden Seitenwände wurden einige wenige Nägel sowie Gefäss- und Baukeramikfragmente geborgen.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
Oktober bis Dezember 2021

Unter der Bodenplatte des abgerissenen Hauses war lediglich die unterste Steinlage des Fundaments der Wasserleitung erhalten.



Bubendorf, Weid: ein spätrömischer Münzhort

Bubendorf, Weid. Die Fundstelle (Punkt) liegt an unauffälliger Stelle an einem leicht abfallenden Nordwesthang. Blick gegen Osten.

Am Nachmittag des 6. September entschied sich Daniel Lüdin, Späher der Archäologie Baselland, unweit von Schloss Wildenstein eine Prospektion mit seinem Metalldetektor zu unternehmen. Er wählte dafür ein Waldstück in der Nähe des bekannten Eichenhains im Gebiet «Weid» nordöstlich des Schlosses.

Nach nur wenigen Metern Suche gab der Metall-detektor bereits ein starkes Signal von sich. Was hatte das zu bedeuten? Eine weitere moderne Hinterlassenschaft – wie so oft – oder doch ein archäologisches Objekt?

Sorgfältig begann Daniel Lüdin mit der Freilegung. Nach den ersten römischen Münzen und Keramikfragmenten wurde ihm das Ausmass seines Fundes klar: Es musste sich um einen Münzschatz handeln, der in einem Topf vergraben worden war. Daniel Lüdin agierte in dieser Situation äusserst überlegt und professionell, stoppte seine Freilegungsarbeit, deckte den Fund wieder zu und informierte die Archäologie Baselland. Dieses Handeln kann ihm nicht hoch genug angerechnet werden, denn nur dank diesem Vorgehen konnte unser Grabungsteam das Gefäss bereits am folgenden Tag fachgerecht bergen. Die sorgfältige Freilegung zeigte, dass der obere Teil des Topfes zerdrückt worden war und deshalb einige Münzen leicht verstreut lagen. Die oberen Münzen – alle-



samt Kleinbronzen des 4. Jahrhunderts – wurden vor Ort mit dem Tachymeter dreidimensional eingemessen und einzeln geborgen.

Danach war der nur 20 Zentimeter tief im Boden steckende Topf bereit für eine Blockbergung: Er wurde zuerst mit Haushaltsfolie umwickelt und danach eingegipst. Nach einer kurzen Trocknungszeit liess sich der Block sorgfältig vom Boden abheben. Eine Nachsondierung des Areals mit dem Metalldetektor ergab keine weiteren Funde mehr. Die Streuung der Münzen war gering geblieben.

Die Fundstelle liegt aufgrund 530 Metern über Meer auf einer Hochebene des Tafeljuras zwischen dem Reigoldswiler- und dem Waldenburgertal. In der weiteren Umgebung befinden sich drei römische Gutshöfe: Im Norden die Villa Fieleten beim Bad Bubendorf; im Südosten die Villa Hinterbohl in Hölstein und im Westen die Villa Steinenbüel in Ziefen. Alle drei liegen ohne Sichtverbindung

in rund 2,5 Kilometern Luftlinie Entfernung. Es stellt sich daher die Frage, wie dieses abgelegene Versteck zu deuten ist.

Einen Hinweis dazu gibt möglicherweise der Vergrabungszeitpunkt in den 330er Jahren nach Christus. In der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts hatte

Der Topf in Fundlage
vor dem Eingipfen.



Andreas Wahl beim letzten Freilegen. Der Nordpfeil sorgt dafür, dass die Ausrichtung des Topfs auch im Labor bekannt bleibt.

sich die Bevölkerung zwar wieder einigermaßen vom Schock der bürgerkriegsartigen Zustände des späteren 3. Jahrhunderts erholt. Die Besiedlung des offenen Landes war aber deutlich reduziert. Sie konzentrierte sich um mittlerweile befestigte zentrale Plätze wie Kaiseraugst und Basel, grössere

Gutshöfe sowie entlang der wichtigsten Verkehrsachsen.

Eine dieser zentralen Routen war der Übergang über den Oberen Hauenstein, der das Ober- und Hochrheintal mit dem Mittelland und der Westschweiz verband. Entlang dieses Verkehrsweges gibt es etliche Funde, die eine Siedlungskontinuität bis ins 4. Jahrhundert bezeugen. Ein bekanntes Beispiel dafür ist die gallorömische Tempelanlage unmittelbar oberhalb des Gutshofs Fieleten, die eine grosse Menge an spätrömischen Münzen – darunter sicher auch Opfergeld von Durchreisenden – geliefert hat. Vom Hügel «Moreplatz», der der neuen Fundstelle vorgelagert ist, hat man Sichtverbindung zu diesem gut zwei Kilometer weiter nördlich gelegenen sakralen Ort.

Beim aktuellen Kenntnisstand ist also denkbar, dass die abgeschiedene Lage des Münzhorts in irgendeiner Form mit der Transitroute im Tal zusammenhängt. Zu prüfen ist darüber hinaus aber auch die jüngst geäusserte Hypothese, dass derartige Deponierungen mit Grenzverläufen zwischen



verschiedenen römischen Landgütern in Verbindung stehen könnten (S. 164 ff.). Denn auch im Falle des Fundes von Bubendorf, Weid gesellt sich zur Siedlungsferne die Lage ziemlich exakt zwischen den nächstgelegenen drei bekannten Gutshöfen und just an einer heutigen Gemeindegrenze.

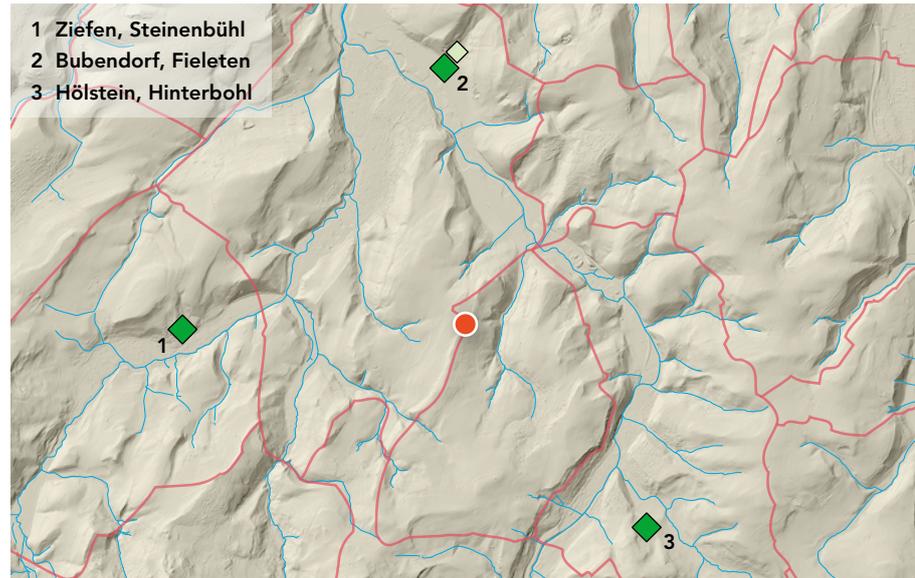
Hortfunde sind in der unsicheren Zeit des 4. Jahrhunderts grundsätzlich nicht selten. Die gesellschaftliche und die politische Lage waren instabil, was dazu führte, dass Leute ihre Barschaft vermehrt versteckten beziehungsweise dem Schutz einer höheren Macht übergaben. Manchmal blieben diese Schätze im Boden – ob aus Absicht oder nicht, bleibt oft ungeklärt. Der Neufund von Bubendorf weicht von diesem Muster ab, indem er knapp 20 Jahre vor dem nächsten «Katastrophenhorizont» in den Boden kam. Mit seinem Vergrabungszeitpunkt in den 330er-Jahren ist er ein Einzelfall.

Was der im Block geborgene Topf genau enthielt und was die Untersuchung seines Inhalts unter

Laborbedingungen ergab, ist Gegenstand von separaten Beiträgen (S. 110 ff. und S. 126 ff.).

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Bericht: Jan von Wartburg und Reto Marti
September 2021

Der Hort (Punkt) liegt zwischen den drei nächsten bekannten römischen Gutshöfen und dem spätrömischen Heiligtum (hellgrün).



Reinach, Brunn­gasse.
Zivi Maurus Hitz beim
Freilegen der Grube,
die mit Brandschutt
wohl aus einem Holz-
oder Fachwerkhaus
verfüllt war. Blick nach
Osten.



Reinach, Brunnengasse 6: Ein weiteres Mosaikstück des mittelalterlichen Dorfes

Seit mehreren Jahrzehnten werden Bauvorhaben im Ortskern von Reinach archäologisch begleitet, weil dort Befunde des früh- und hochmittelalterlichen Dorfes ungewöhnlich gut erhalten sind. Ein Bauprojekt an der Brunnengasse 6 löste 2021 eine weitere Notgrabung aus. Sie bot die Möglichkeit, eine der wenigen grösseren intakten Flächen in Reinachs Zentrum archäologisch zu untersuchen.

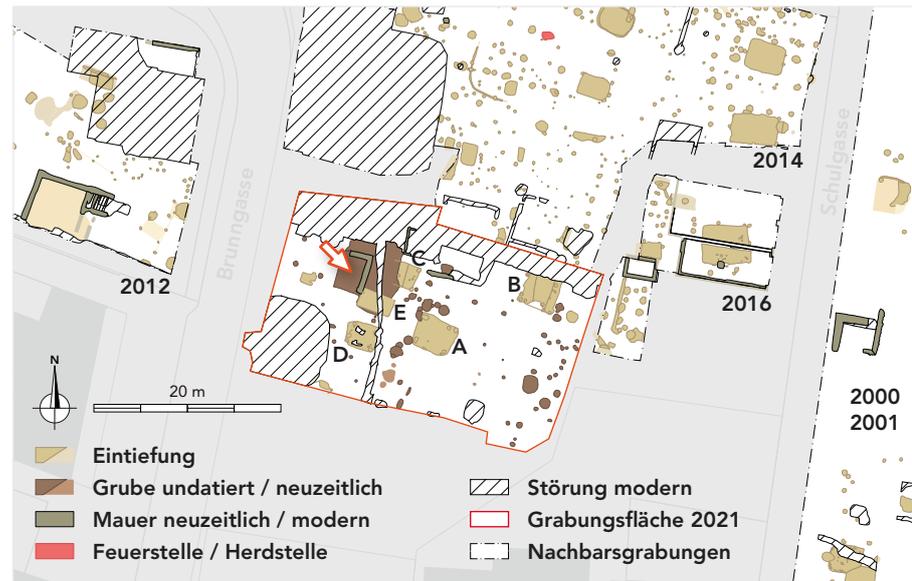
Auf den unmittelbar westlich, nördlich und östlich angrenzenden Parzellen hatten bereits in den Jahren 2012, 2014 und 2016 Ausgrabungen stattgefunden. Die Kampagne im Jahr 2012 westlich der Brunnengasse zeigte, dass sich dort der Rand des mittelalterlichen Dorfes befand. In den Ausgrabungen nördlich und östlich des Areals war die Befunddichte vergleichsweise hoch, was auf eine intensive Besiedlung im Laufe der Zeit hinweist.

Das Bauprojekt begann mit dem Abriss der beiden bestehenden Liegenschaften Brunnengasse 4 und 6. Das ehemalige «Freizeithaus»



Brunnengasse 4 war unterkellert. Dies war beim nördlichen Nachbargebäude nicht der Fall. Erfreulicherweise waren unter der Bodenplatte die archäologischen Schichten noch grösstenteils erhalten. Auch im ehemaligen Hinterhofbereich der beiden Häuser im Ostteil der Parzelle kamen nach dem Abtrag der modernen Planien an den meisten

Lage der aktuellen Ausgrabung mit den angrenzenden Untersuchungen von 2012, 2014 und 2016. Der Pfeil markiert das neuzeitliche Fundament.



Zwei Topffragmente aus einem frühmittelalterlichen Grubenhaus. Das links stammt aus dem Kaiserstuhlgebiet, das rechte wohl vom nördlichen Oberrhein.

Stellen intakte Bereiche zum Vorschein – einmal abgesehen von den streifenförmigen Fundamenten einer ehemaligen Kegelbahn.

Nach dem Entfernen des Humus zeigten sich im Birsschotter bereits die Umrisse von vier Grubenhäusern – kleine halb im Boden eingetieft

Web- und Vorratskeller – und weiteren Befunden mit bescheideneren Dimensionen. Nach dem Aufbau der Infrastruktur untersuchte das Grabungsteam die Fläche systematisch von Ost nach West.

Das fachgerechte Ausgraben und Dokumentieren der lehmigen Verfüllungen der teilweise durch moderne Eingriffe beeinträchtigten Grubenhäuser nahm einen grossen Teil der Arbeit in Anspruch. Nach Aufgabe der Gebäude wurden die Halbkeller mit Erde und Siedlungsabfällen verfüllt. Diese früh- und hochmittelalterlichen «Abfalldeponien» sind aus archäologischer Sicht ein Glücksfall. Die daraus geborgenen Objekte geben vielfältige Einblicke in den Alltag der Dorfbewohner: Keramikfragmente zeigen, aus welchen Regionen man sich mit Waren eindeckte. Sie sind zudem wichtig für die Datierung. Tierknochen geben Aufschluss über Jagd und Haustierhaltung sowie über die Qualität der Ernährung. Der Nachweis des Textilhandwerks kann sowohl über Funde wie auch über indirekte Spuren im Boden erfolgen. So genannte Webgewichte, kugelige oder zylindrische



Gewichte aus gebranntem Lehm zum Spannen der Kettfäden, sind beispielsweise ein sicherer Hinweis auf einen Webstuhltyp, an dem stehend gearbeitet wurde. Doch selbst wenn diese fehlen, können kleine Pfostenstellungen im Boden des Grubenhauses die Standspuren eines Webstuhls anzeigen. Umschliessen diese Pföstchen eine flache Trittgrube, so ist dies ein Hinweis auf einen ‹liegenden› Webstuhl, an dem sitzend gearbeitet wurde und man die horizontalen Kettfäden mit Pedalen hob und senkte.

Auf der aktuellen Grabung kamen in Gebäude C Fragmente von Webgewichten zum Vorschein. Mehrere Grubenhäuser wiesen am Boden zudem kleinere Eintiefungen auf, die auf Einbauten aus Holz – vielleicht ebenfalls Webstühle – hinweisen. Das Fundmaterial datiert die Bauten in die Zeit vom späteren 6. bis ins 8. Jahrhundert.

Nebst den schliesslich fünf neuentdeckten Grubenhäusern kamen zahlreiche Pfostengruben zum Vorschein, die sich ebenfalls meist deutlich

im Birsschotter abzeichneten. Sie stammen von ebenerdigen Holzkonstruktionen. Leider weisen die wenigsten dieser Verfüllungen Funde auf, so dass eine sichere Datierung kaum möglich ist. Hier wird es im Rahmen einer Gesamtauswertung wichtig sein, den Kontext genau zu analysieren, um beispielsweise mehrere Pfostengruben zu

Grubenhäuser A mit doppelten Eckpfostengruben, die von einer Erneuerung des Gebäudes zeugen. Der zentrale Sondierschnitt diente Dokumentationszwecken.



Die Nordostecke des Gebäudes Brunngasse 6 zog tief in eine damals offenstehende Grube hinab. Blick nach Südwesten.

einem Gebäudegrundriss zusammenfügen und so zeitlich einordnen zu können.

Da der untersuchte Bereich über das Mittelalter hinaus bis heute kontinuierlich genutzt wurde, können undatierte Befunde letztlich aus dem Mittelalter stammen oder aber auch erst hundert Jahre alt

sein. So stammen einige weitere Pfostenstellungen und Gruben, die in den ehemaligen Hinterhofbereichen zur Entsorgung von Haushaltsabfällen und Bauschutt ausgehoben worden waren, aus der Neuzeit. Bemerkenswert war eine Abfalldéponie aus dem Spätmittelalter oder der frühen Neuzeit, in der nebst verbranntem Lehm eines Fachwerkbau hunderte von Eisennägeln entsorgt wurden. Vielleicht handelt es sich dabei um die Reste einer Brandruine, denn derartige Nägel fanden zum Beispiel beim Fixieren von Bretterböden oder Holztäfelungen in grösserer Zahl Verwendung.

Auffällig war eine rechteckige, rund 40 Quadratmeter grosse Grube im Nordwesten der Parzelle, die möglicherweise der Kiesentnahme gedient hatte. Bei ihrer Anlage sind die beiden Grubenhäuser C und E teilweise zerstört worden. Der

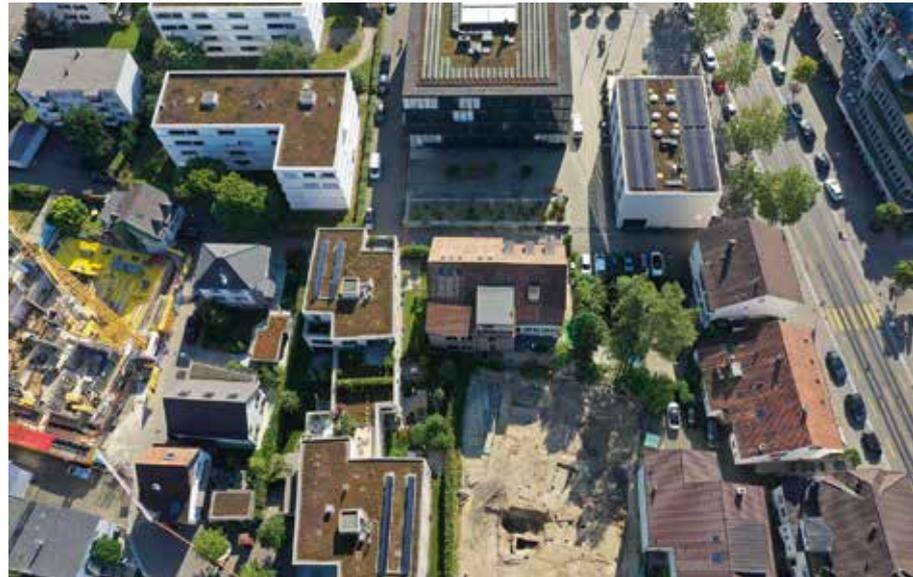


über zwei Meter tiefe Befund stand offenbar bis zur Errichtung des Gebäudes Brunnengasse 6 oder eines Vorgängerbaus offen. Dies führte dazu, dass das Fundament der nordöstlichen Gebäudeecke viel tiefer hinabreichte als in den übrigen Bereichen. Die Funde aus der Verfüllung der Grube, die nach dem Bau des Fundaments erfolgte, datieren in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Die jüngste Ausgrabung liefert einen weiteren Mosaikstein im zusehends kompletteren Gesamtbild der Reinacher Ortsgeschichte. Das Fehlen von Grubenhäusern im westlichsten Teil der Ausgrabung deutet den bereits in der Ausgrabung von 2012 konstatierten Westrand des mittelalterlichen Dorfes an. Bei einer weiteren Untersuchung im Berichtsjahr wurde dessen Südende gefasst (S. 50 ff.).

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Bericht: Jan von Wartburg und Reto Marti
Juni bis September 2021

Luftbild nach Abschluss der Arbeiten. Die untersuchte Parzelle befindet sich am unteren Bildrand. Oben im Bild das Gemeindezentrum. Blick nach Osten.



Reinach, Hauptstrasse 53: Grabungen am Südrand des mittelalterlichen Dorfes

Reinach, Hauptstrasse 53. Übersicht der nordöstlichen Grabungsfläche. Deutlich zeichnet sich eine rechteckige, lehmige Eintiefung im Schotter ab.

Nachdem die Gemeinde Reinach und der Kanton im Jahr 2017 den Quartierplan «Bruggstrasse» abgesegnet hatten, war es beschlossene Sache, dass die Parzelle 143 an der Ecke Bruggstrasse/Hauptstrasse neu überbaut werden würde. Die bestehenden Gebäude auf der 5300 Quadratmeter grossen Fläche wurden daraufhin grösstenteils abgerissen.

Das Grundstück präsentierte sich danach als Brache. Auch die Archäologie Baselland verfolgte diese Entwicklungen gespannt, denn das Areal schliesst unmittelbar südlich an die Überbauung Stadthof an, die 1998 Schauplatz einer Grossgrabung war. Das Grabungsteam legte damals mehrere frühmittelalterliche Grubenhäuser sowie über einhundert Pfostengruben frei, die sich teilweise Grundrissen ebenerdiger Holzbauten zuordnen liessen. Nebst den Spuren des mittelalterlichen Dorfes kamen auch prähistorische Reste und Befunde aus der Neuzeit – etwa ein Keller – zum Vorschein.

Im Januar 2021 war es dann soweit: Die Bagger der Firma Jeker AG fuhren auf, um mit dem Aushub zu starten. Der durch die Archäologie Baselland begleitete Abtrag erfolgte in einem ersten Schritt bis auf die Oberkante des Birsschotter. Dabei wurde rasch klar, dass grosse Bereiche im Osten und Süden der Parzelle frei von archäologischen Befunden sind. Es zeigte sich fast überall ein stellenweise verlehmteter Birsschotter, der nur durch einzelne moderne Eingriffe gestört war.



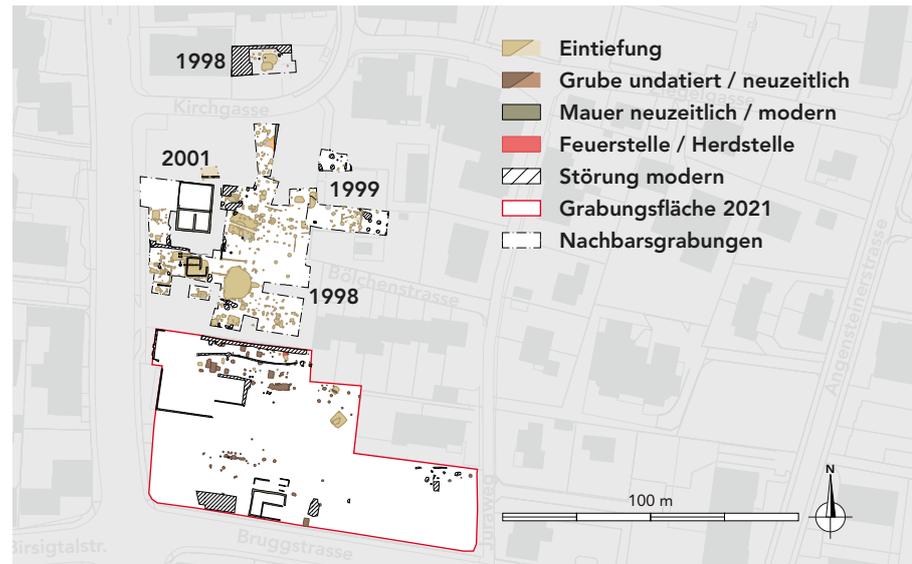
Im westlichen Südteil legte das Grabungsteam nach dem Baggerabtrag eine Ansammlung von neuzeitlich verfüllten Vertiefungen frei. Diese orientierten sich meist an der Ausrichtung des darüber liegenden, nun abgerissenen Gebäudes Hauptstrasse 57a, das zwischen 1879 und 1896 errichtet worden war. Von hier stammt ein reichhaltiges Fundmaterial des späteren 19. Jahrhunderts, das auf eine Werkstatt im Umkreis hinweist.

Weiter nordöstlich legte der Bagger eine Fläche frei, in der sich deutlich eine rechteckige Verfüllung im Birsschotter abzeichnete. Form und Grösse liessen vermuten, dass es sich dabei um die Verfüllung eines mittelalterlichen Grubenhauses handeln könnte. Beim Abbau stellte sich heraus, dass nur noch die untersten Zentimeter vorhanden waren, die kein datierbares Fundmaterial mehr lieferten. Auch fehlten die für Grubenhäuser typischen Eckpfosten, und der Befund orientierte sich nicht an der aus der Stadthof-Grabung bekannten, leicht abweichenden mittelalterlichen Bebauung. Eine kleinere, gleich ausgerichtete Eintiefung gleich

daneben lieferte ein Radiokarbon-Datum von etwa 1740–1620 vor Christus (ETH-119150, 3391 ±25). Womöglich werden hier demnach Reste einer frühbronzezeitlichen Niederlassung fassbar.

Der aus archäologischer Sicht interessanteste Teil grenzte im Norden unmittelbar an die damalige

Lage der aktuellen Grabung, die unmittelbar südlich an die Untersuchungen von 1998 im Areal «Stadthof» anschliesst.



Andreas Wahl und Daniel Perez legen den nördlichsten Bereich der Ausgrabung frei. Rechts der Mauer liegt die Stadthof-Überbauung.

Stadthof-Grabung an. Der Bereich war grösstenteils intakt und knüpfte an die dort erfassten Strukturen an. Auf den ersten Blick stach die erhöhte Befunddicke ins Auge: Rund 30 Pfostengruben sowie ein Dutzend grubenartige Eintiefungen verteilen sich auf dem 400 Quadratmeter grossen Grabungsbereich.

Nur die wenigsten Pfostengruben waren anhand von Fundmaterial datierbar. Es war auch nicht möglich, realistische Grundrisse von ebenerdigen Pfostenbauten zu rekonstruieren. Bei der Mehrzahl der Befunde handelte es sich um spätneuzeitliche bis moderne Abfallgruben, die im Hinterhofbereich des Gebäudes Hauptstrasse 53 angelegt worden waren. Dazwischen lagen wenige Gruben – jedoch keine Grubenhäuser – die aufgrund des Fundmaterials ins frühe bis späte Mittelalter sowie in die frühe Neuzeit einzuordnen sind. Auch sie dürften vornehmlich zum Zweck der Abfallentsorgung ausgehoben worden sein.

Auf einen Befund – wohl den spannendsten der Ausgrabung – trifft dies aber sicherlich nicht zu: Es handelte sich dabei um eine im Boden eingetiefte, leicht nierenförmige, drei Meter lange und 1,5 Meter breite Anlage, an deren Nordende sich eine Feuerstelle befunden haben muss. Durch die spätere Kappung der obersten Schichten wurde die relativ hoch liegende Feuerstelle mit ihren Asche- und Holzkohleschichten zwar zerstört, der rötlich



verbrannte, anstehende Lehm darunter blieb aber erhalten. Es muss sich um eine Arbeitsgrube gehandelt haben, die aufgrund der geborgenen Keramikfragmente ungefähr ins 8. Jahrhundert nach Christus zu datieren ist. Der Zugang in die Grube erfolgte von Osten her. Die kiesige Böschung wurde dort zu diesem Zweck mit Kalkmörtel verstärkt. Nördlich der Feuerstelle entdeckten die Ausgräber eine kleine Pfostengrube, die mit grosser Wahrscheinlichkeit dazu gehörte – vielleicht zur Verankerung eines Galgens für einen Kessel? Weitere Pfostengruben, die etwa auf eine Überdachung der Grube hätten schliessen lassen, fehlen. Welche Arbeit in der Grube genau verrichtet wurde, lässt sich aufgrund der fragmentarischen Erhaltung nicht mehr bestimmen. Hammerschlag, also kleinste Eisenpartikel, die beim Schmieden entstehen, sind im Umfeld der Feuerstelle jedenfalls nicht belegt.

Dank der Ausgrabung lässt sich der Südrand des mittelalterlichen Dorfes nun genau eingrenzen. Grösstenteils intakte, aber befundleere Bereiche

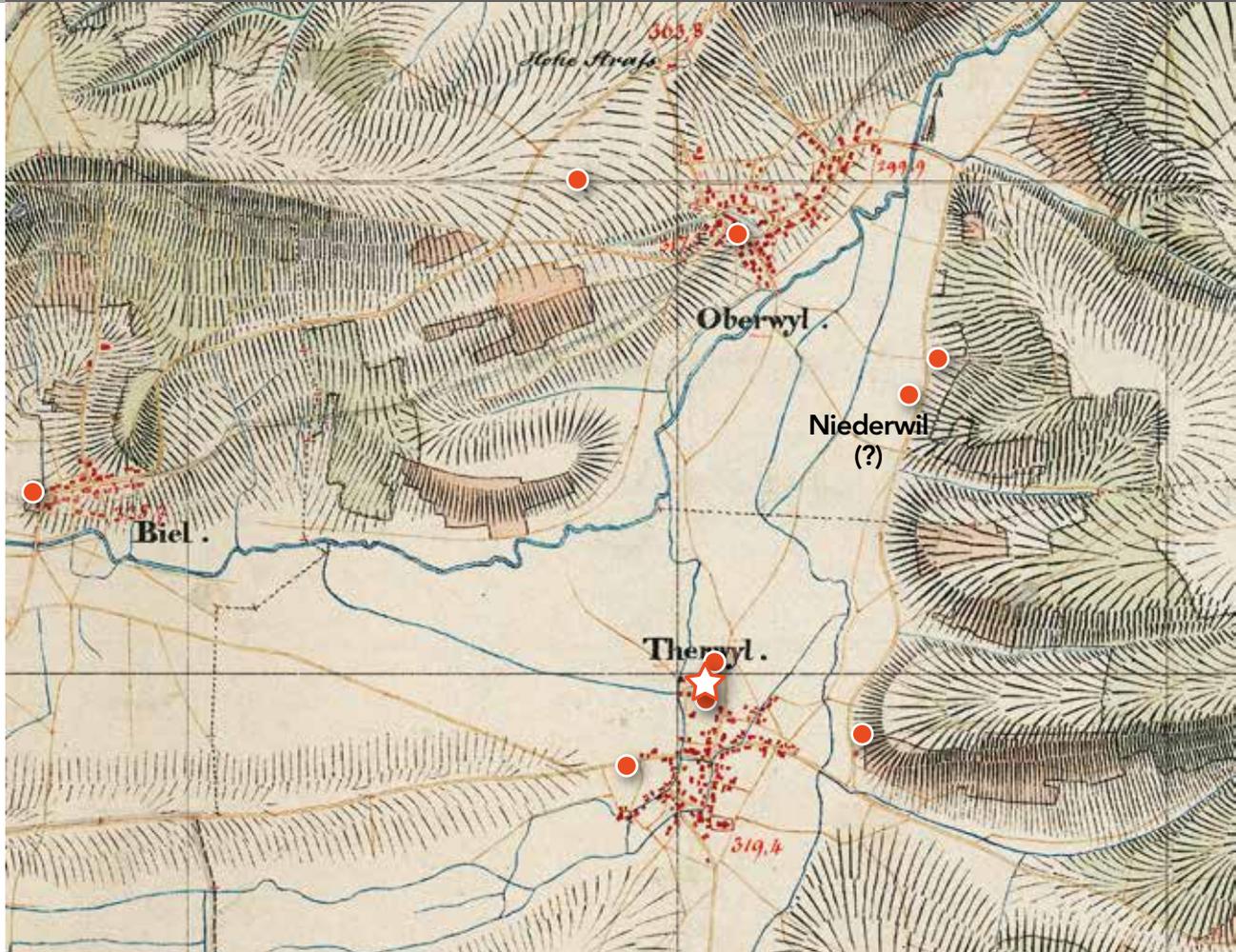
südlich davon zeigen den Übergang zum nicht überbauten Gebiet an, auch wenn ein Dorfetter archäologisch nicht nachweisbar ist.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
Januar bis März 2021

Am Nordende der nierenförmigen Arbeitsgrube war der anstehende Lehm durch Hitze rot verfärbt. Die östliche Böschung war mit Kalkmörtel ausgekleidet.



Therwil, Austrasse.
 Die aktuelle Gabung (Stern) im Kontext der weiteren frühmittelalterlichen Fundstellen der Region (Punkte).
 Neben den heute noch existierenden Orten Biel, Therwil und Oberwil gab es am gegenüberliegenden Hang eine Töpfersiedlung: möglicherweise «Niederwil».



Therwil, Austrasse: Spuren quer durch die Epochen

Seit mehreren Jahrzehnten ist die Archäologie Baselland im Quartier westlich der Oberwilerstrasse einer mittelalterlichen Siedlung auf der Spur. Die Spanne der Entdeckungen reicht von Einzelfunden aus ausgehobenen Baugruben bis hin zu fundreichen, flächigen Ausgrabungen. Sie zeigen, dass auch in diesem Bereich, nördlich des heutigen Dorfkerns zwischen der Kirche und der Benken-/Bahnhofstrasse, vom frühen bis ins späte Mittelalter gesiedelt wurde.

Der Ausgangspunkt des frühmittelalterlichen Dorfes könnte, wie so häufig in der Region, bei einem römischen Gutshof liegen, von dem allerdings kaum etwas bekannt ist. Lediglich Einzelfunde deuten bislang auf diese *villa rustica* hin. Entscheidend für die Besiedlung dürfte die Lage entlang des historischen Verkehrswegs Oberwil – Therwil – Ettingen gewesen sein, der archäologisch bisher aber nicht nachgewiesen ist.

Ein Bauprojekt an der Ecke Austrasse/Teichstrasse bot im Frühsommer die Gelegenheit, eine grössere Parzelle auf Spuren der Vergangenheit zu untersuchen. In der unmittelbaren Nachbarschaft waren bislang vor allem Einzelfunde, aber nur wenige konkrete Siedlungsstrukturen entdeckt worden.

Mittel- und Südteil der Parzelle. Unter dem Grabungszelt befinden sich zwei Reihen von Pfostengruben. Blick nach Süden.



Die im Boden nur schwach erkennbaren Spuren eines frühmittelalterlichen Pfostenbaus sind auf dieser Luftaufnahme rot markiert.

Nach dem Humusabtrag kamen bereits erste Keramikfragmente im braunen Schwemmler zum Vorschein. Der anschliessende, durch die Archäologie Baselland begleitete Aushub bis auf den anstehenden, stark verlehnten Schotter zeigte jedoch nicht die erwartete Funddichte. Weite Bereiche

waren komplett befundleer. Lediglich in der Mitte und im Süden der Parzelle befanden sich Ansammlungen von dunklen Lehmflecken, die sich nach der Reinigung der Oberfläche als Pfosten gruben herausstellten. Einige dieser Eintiefungen liessen sich den Grundrissen zweier ebenerdiger Holzbauten zuordnen.

Nur wenige Grubenverfüllungen wiesen Funde auf. Dank weniger Gefässkeramikfragmente und einem C14-Datum lässt sich zumindest der grösere der beiden Pfostenbauten ins 7./8. Jahrhundert datieren, also ins Frühmittelalter (ETH-119154, 1288 ± 24). Schlackenstücke weisen auf die Verarbeitung von Eisen hin. Daneben gab es einzelne Funde aus prähistorischer und römischer Zeit so-



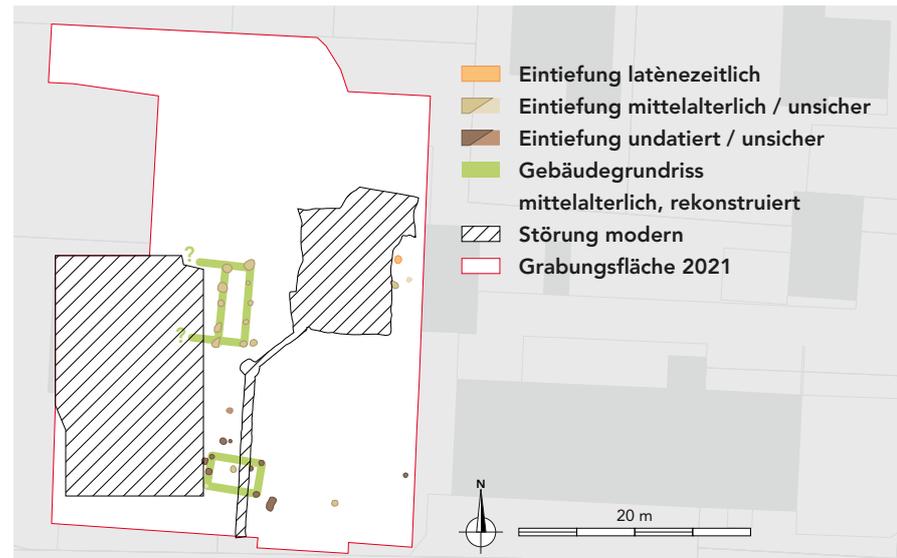
wie dem späten Mittelalter. Eine fundlere Pfo-
stengrube am Ostende der Grabungsfläche gehört
gemäss einer Radiokarbon-Datierung in die frühe
oder mittlere Latènezeit (ETH-119155, 2195 ±24).
Dies ist nach dem Fund von drei Vorratsgruben
am Fichtenrain im Jahr 1990 erst der zweite Ther-
wiler Befund aus der keltischen Epoche.

Die Ausgrabung zeigt insgesamt das Bild einer
lockeren Bebauung aus ebenerdigen Holzbauten,
die zum Teil ins Frühmittelalter datieren. Mög-
licherweise haben sich aber auch nicht alle Befunde
erhalten, denn dieser Teil von Therwil ist bis in
die heutige Zeit ein Überschwemmungsgebiet des
Unteren Mühlebachs. Einige weniger tiefer lie-
gende Spuren könnten somit im Laufe der Jahr-

hunderte weggespült worden sein und uns ein ver-
fälschtes Bild der früheren Besiedlung vermitteln.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
Juni 2021

Übersicht über die
Befunde der Ausgra-
bung.



Hersberg, Weidweg: Theorie bestätigt

**Hersberg, Weidweg.
Die dunkle Fundschicht
zeichnet sich in der Bau-
grubenwand deutlich
ab. Blick nach Nord-
westen.**

Die Baustellenbegleitung am Weidweg in Hersberg erfolgte nicht aufgrund von bekannten Fundstellen in der Umgebung: Der Bereich wurde vielmehr aufgrund seiner Lage unterhalb einer siedlungsgünstigen Terrasse und an einer Quelle als archäologische Verdachtsfläche eingestuft – zu Recht, wie nun die Befunde im Boden zeigen.

Simone Kiefer begleitete den Aushub für ein Einfamilienhaus. In der Nordwestecke der Baugrube beobachtete sie eine dunkle, holzkohlehaltige Schicht, die etwas Keramik, Tierknochen, gebrannten Lehm und verbrannte Kalkbruchsteine enthielt. Die Situation wurde am folgenden Tag dokumentiert, bevor der Aushub weiterging.

Die Reste der Fundschicht wurden sorgfältig schichtweise mit dem Bagger abgezogen. Direkt darunter zeigte sich eine Pfostengrube im hellen Gehängelehm. Sowohl aus dem Fundhorizont wie aus der Pfostengrube wurde Holzkohle für eine C14-Analyse entnommen. Diejenige aus der Fundschicht datiert ins späte 12. oder frühere 13. Jahrhundert und bestätigte so die Datierung der geborgenen Gefässkeramik (ETH-119158, 824 ± 23 BP). Die unter der Fundschicht liegende Pfostengrube datierte gar in die erste Hälfte des 7. Jahrhunderts (ETH-119159, 1411 ± 24 BP).

Der Befund zeigt, dass es am Hang westlich des heutigen Hersberg eine jahrhundertealte Besiedlung gab. Er ist zugleich der erste archäologische



Hinweis auf eine frühmittelalterliche Entstehung des Ortes! Dass das gut 500 Meter hoch gelegene Dorf bereits im 7. oder 8. Jahrhundert entstanden war, vermutete man bislang bloss aufgrund des Ortsnamens respektive theoretischer Überlegungen. Damals wurden nach heutigem Kenntnisstand etwas abgelegene Gebiete am Rand des seit der Römerzeit kontinuierlich genutzten Altsiedellandes rund um Liestal, Lausen, Sissach und Arisdorf erschlossen.

Die archäologischen Strukturen lagen konzentriert in einer Ecke der Baugrube. Es ist anzunehmen, dass das Zentrum der Besiedlung weiter hangaufwärts im Boden verborgen liegt, möglicherweise auf der leichten Terrasse rund 20 Meter oberhalb der Fundstelle. Der vorerst noch bescheidene Fund zeigt zum einen, dass das Modell der Verdachtsflächen bei der Baustellenkontrolle durchaus greift. Ohne die Einsprache auf Basis einer potenziell möglichen, archäologisch aber noch nicht belegten Fundstelle wäre die Kulturschicht unbeobachtet weggebaggert worden. Zum anderen liefert er eine Bestätigung der bisherigen Modelle zur früh-

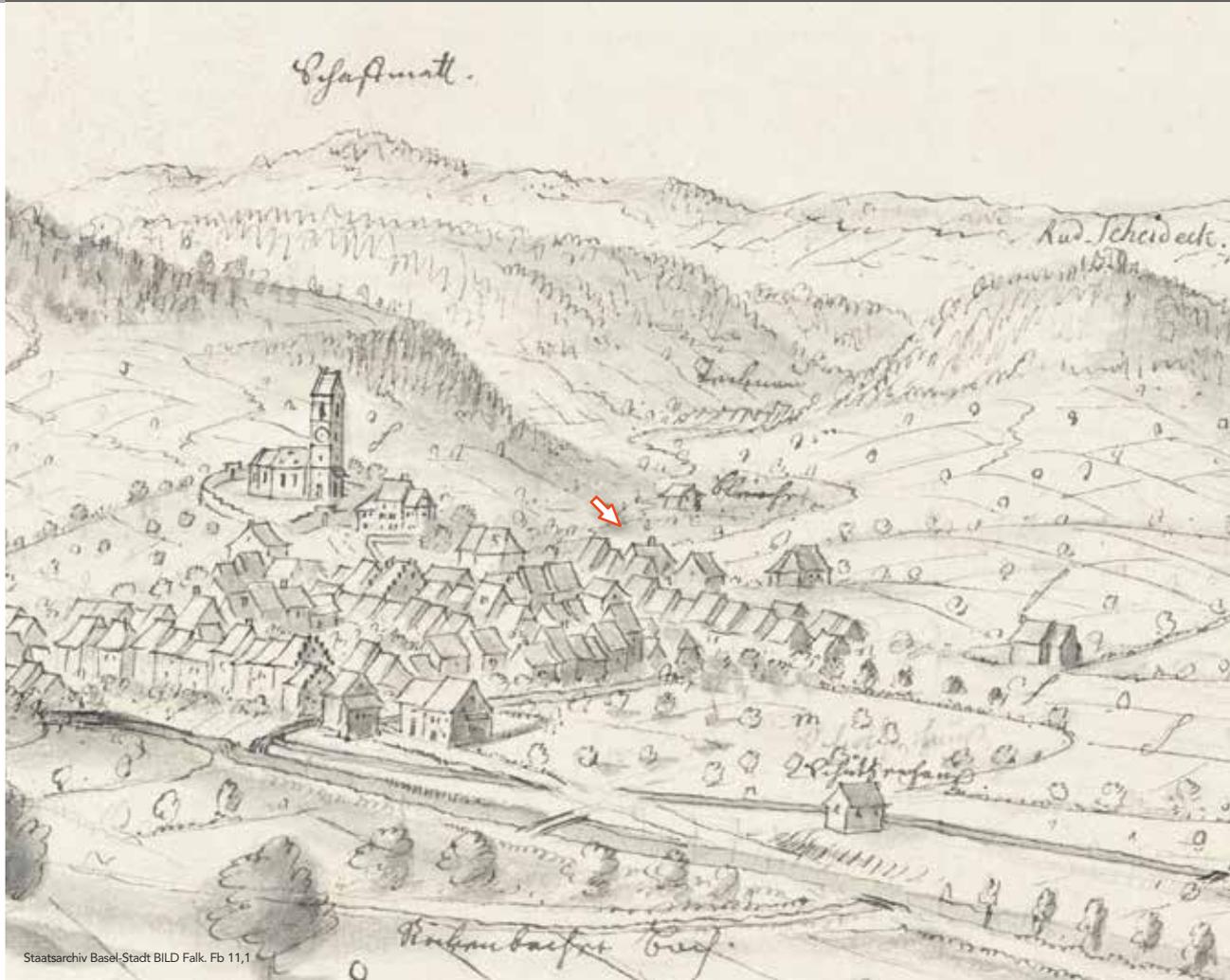
mittelalterlichen Siedlungsentwicklung, und dies an einem Ort, der bisher quasi archäologisches Niemandsland war.

Örtliche Leitung: Simone Kiefer, Jan von Wartburg
Bericht: Jan von Wartburg, Reto Marti
Juni 2021

Übersicht während des Aushubs. Die Fundstelle liegt in der rechten Ecke der Baugrube. Blick nach Südwesten.



Gelterkinden, Rünenbergerstasse. Weder in der Dokumentation des Basler Geometers Georg Friedrich Meyer (um 1680) noch in der hier gezeigten Zeichnung Emanuel Büchels von Gelterkinden (1754) ist im Bereich zwischen dem Dorf und der Bleiche (Pfeil) ein Gebäude festgehalten. Im Hintergrund rechts die Burgruine Scheidegg.



Gelterkinder, Rünenbergerstrasse: mittelalterliches Gebäude wiederentdeckt

Im März 1936 bemerkte der Gelterkinder Maler und Heimatforscher Fritz Pümpin an der Rünenbergerstrasse einige Mauerreste. Die genauen Fundumstände sind unklar, aber Pümpin liess die offenbar in Gräben sichtbaren Relikte durch den Geometer Hermann Dettwiler präzise kartieren. Der daraus entstandene Plan ist das einzige Dokument dieser Entdeckung – auch Funde sind keine erhalten geblieben. Gemäss dem Plantitel hatte Pümpin «mittelalterliches Mauerwerk» gefunden.

Über 80 Jahre lange blieb es danach ruhig um diese Fundstelle – bis Simone Kiefer im Herbst des Berichtsjahrs ein Bauprojekt in direkter Nachbarschaft überwachte. Die zu überbauende Parzelle lag unmittelbar am Eibach. Nach dem Humusabtrag für den Bau des Zufahrtswegs zum geplanten Einfamilienhaus entdeckte sie einen Mauerabschnitt.

Wie die darauffolgende kleine Ausgrabung zeigte, handelte es sich um eine massive, über einen Meter breite Mauer aus lokalen Kalksteinen und hellem

Kalkmörtel. Auf ihrer Westseite zog ein mit Ziegeln durchsetzter Brandschutt bis an die Mauer heran. Aus diesem stammt ein grün glasiertes Ofenkachelfragment, das ins 14. Jahrhundert datiert. Auch vereinzelt aufgelesene Geschirrkamik lässt sich dieser Zeit zuordnen.

Schnitt durch das massive Mauerfundament im Westen. Blick nach Süden.



Fragment eines Keramiktopfs mit so genanntem Leistenrand aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Ein wenig später kam im selben Aushub rund 13 Meter weiter westlich ein zweiter Mauerabschnitt zum Vorschein. Die Mauer wies dieselbe Ausrichtung, Breite und Machart wie die zuerst entdeckte auf. Hier setzte der Brandschutt an der Ostseite an. Das lässt darauf schliessen, dass sich das Gebäu-

deinnere zwischen den beiden Mauern befand und darin ein Brandereignis stattgefunden hatte. Der anschliessende Aushub für einen Leitungsgraben zeigte, dass die Mauer nicht nur ausserordentlich breit, sondern auch sehr tief fundamntiert war. Vom mutmasslichen ehemaligen Gehniveau auf der Gebäudeinnenseite reichte das Fundament fast zwei Meter in die Tiefe.

Der Mauerabschnitt muss bereits 1936 offengelegt haben. Die zeichnerische Überlagerung der Mauerreste mit den Befunden von damals deutet auf ein rechteckiges, ziegelgedecktes steinernes Gebäude bislang unbekannter Funktion hin. Das Ofenkachelfragment zeigt, dass Teile desselben beheizt waren und dem repräsentativen Wohnen dienten. Es handelte sich somit sicherlich nicht um ein unbedeutendes Nebengebäude, was schon die massive Bauweise nahelegt.

Die Hoffnung, dass der eigentliche Baugrubenaus-hub wenig östlich der Mauerreste mehr Erkenntnisse zu diesem rätselhaften Bauwerk erbringen würde, blieb leider unerfüllt. Es kamen abgesehen



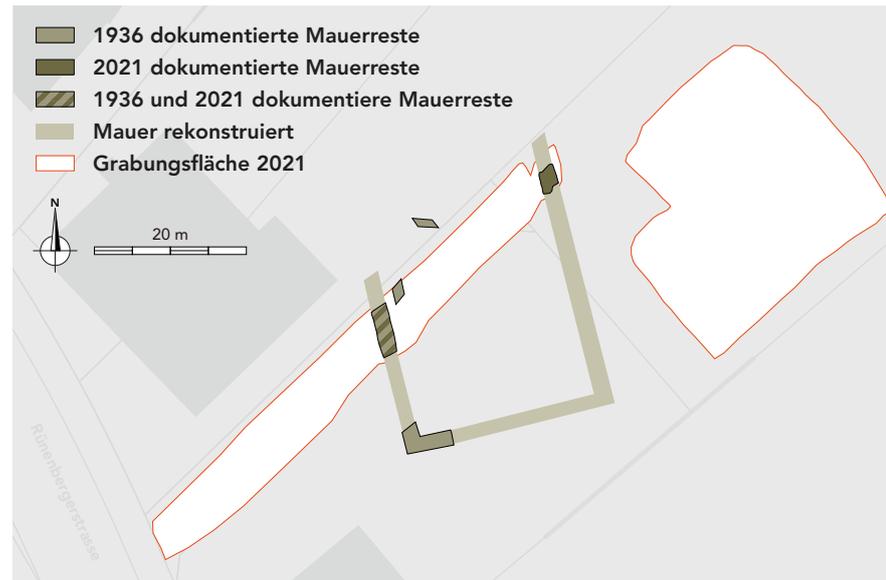
von den Ausläufern des Abbruchschutts ganz im Westen keine weiteren Befunde mehr zum Vorschein.

Aufgrund der Nähe zum Eibach wäre eine Interpretation als Mühle denkbar. Allerdings fehlen nicht nur Spuren eines zugehörigen Kanals, auch die Massivität des Bauwerks spricht eher gegen eine solche Deutung. Handelte es sich um ein «festes Haus»? So werden Steingebäude mit dicken Mauern bezeichnet, die einer adeligen Familie zu Wohn- und Repräsentationszwecken dienen. Anders als eine Burg weist ein «festes Haus» nur in bedingtem Mass Wehrfunktionen auf. Die Lage etwas ausserhalb des Gelterkinder Ortskerns würde dazu passen.

Einen ersten Hinweis gibt das erwähnte Ofenkachelfragment. Es zeigt ein Masswerk-Motiv und ist auf der Sichtseite mit einer olivgrünen Glasur überzogen. Die Machart und der Umstand, dass die Glasur nicht mit einer hellen Engobe, die das Grün besser zur Geltung gebracht hätte, unterlegt ist, verweist ebenso wie das Randfragment eines

Kochtopfs auf eine Datierung in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Obwohl stark fragmentiert, zeigt sich bei genauer Betrachtung, dass das Stück zu einer «Bekrönungskachel» gehört haben muss: Ansatzweise zu erkennen sind der giebelförmige Abschluss und zwei seitlich angefügte Krabben.

Die 1936 und 2021 dokumentierten Mauerreste gehörten zu einem rechteckigen Steingebäude.



Fragment einer mit Masswerk verzierten glasierten Ofenkachel des 14. Jahrhunderts und Rekonstruktionsversuch. Links M 1 : 1.

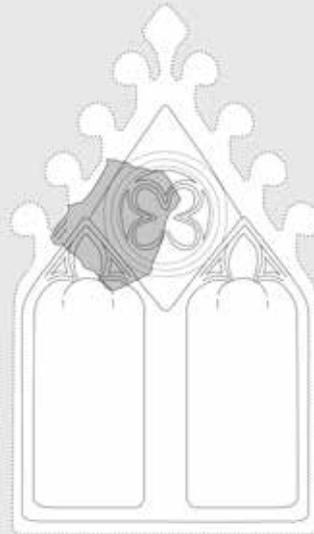
Derartige Kacheln krönten einen repräsentativen turmartigen Heizofen. Das Gelterkinder Exemplar gehört zu den frühesten Belegen seiner Art. Ähnliche Stücke finden sich auf den Burgen Bischofstein bei Sissach und Scheidegg bei Gelterkinden sowie auf der Frohburg, aber auch in der Stadt Basel. Die beste Parallele ist bisher aber von

der Alt-Wartburg bei Olten bekannt, denn der allerletzte Rest eines Kopfes unter dem Bogen des Masswerks zeigt, dass auch auf dem Gelterkinder Fund in den Fensternischen ein adeliges Paar dargestellt gewesen sein dürfte.

Die Vergleiche sprechen also dafür, das rätselhafte Gebäude als Sitz einer Adelsfamilie zu deuten. Werner Meyer hat bei der historischen Einordnung der nahen Burg Scheidegg klargestellt, dass dort als Besitzer nur die Herren von Gelterkinden in Frage kommen, die als einzige in der Gegend namhaft begütert waren. 1308 brechen die urkundlichen Nachrichten über das Adelsgeschlecht ab, um 1320 fällt ihre Burg einem Brand zum Opfer. Hatten Nachkommen der Familie nach der Brandkatastrophe das «feste Haus» in Gelterkinden errichtet?

>

Häusliche Kinderzucht, dargestellt im «Freydanc» von Sebastian Brant, Strassburg 1508. Im Hintergrund ist ein bekrönter Kachelofen zu erkennen (Bayerische Staatsbibliothek München).



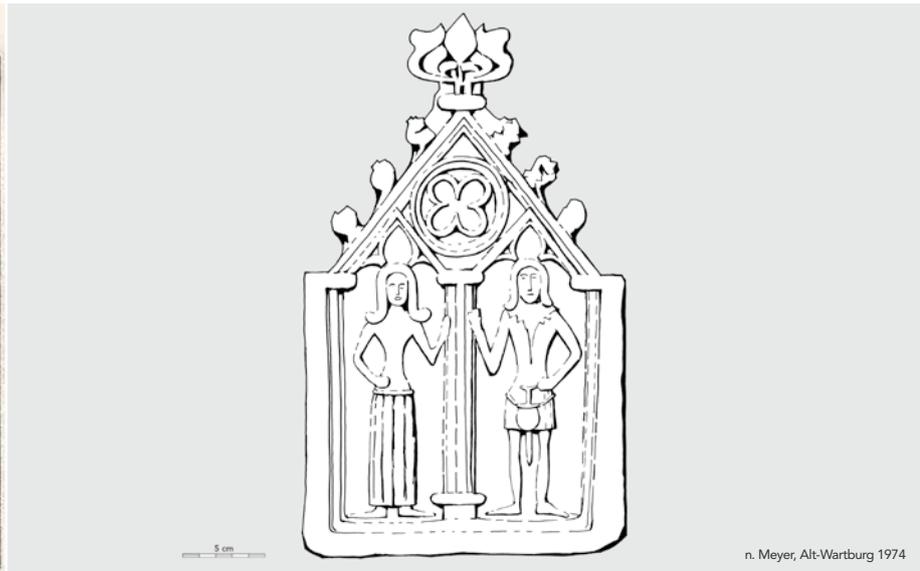
Ist es mit dem im 16. Jahrhundert in Chroniken erwähnten «Weiherhaus» gleichzusetzen?

Ein Teil des rätselhaften Bauwerks liegt in einer noch nicht überbauten Nachbarparzelle. Vielleicht schlummern weitere Antworten dort im Boden. In Anbetracht der aktuellen Bautätigkeit sieht es

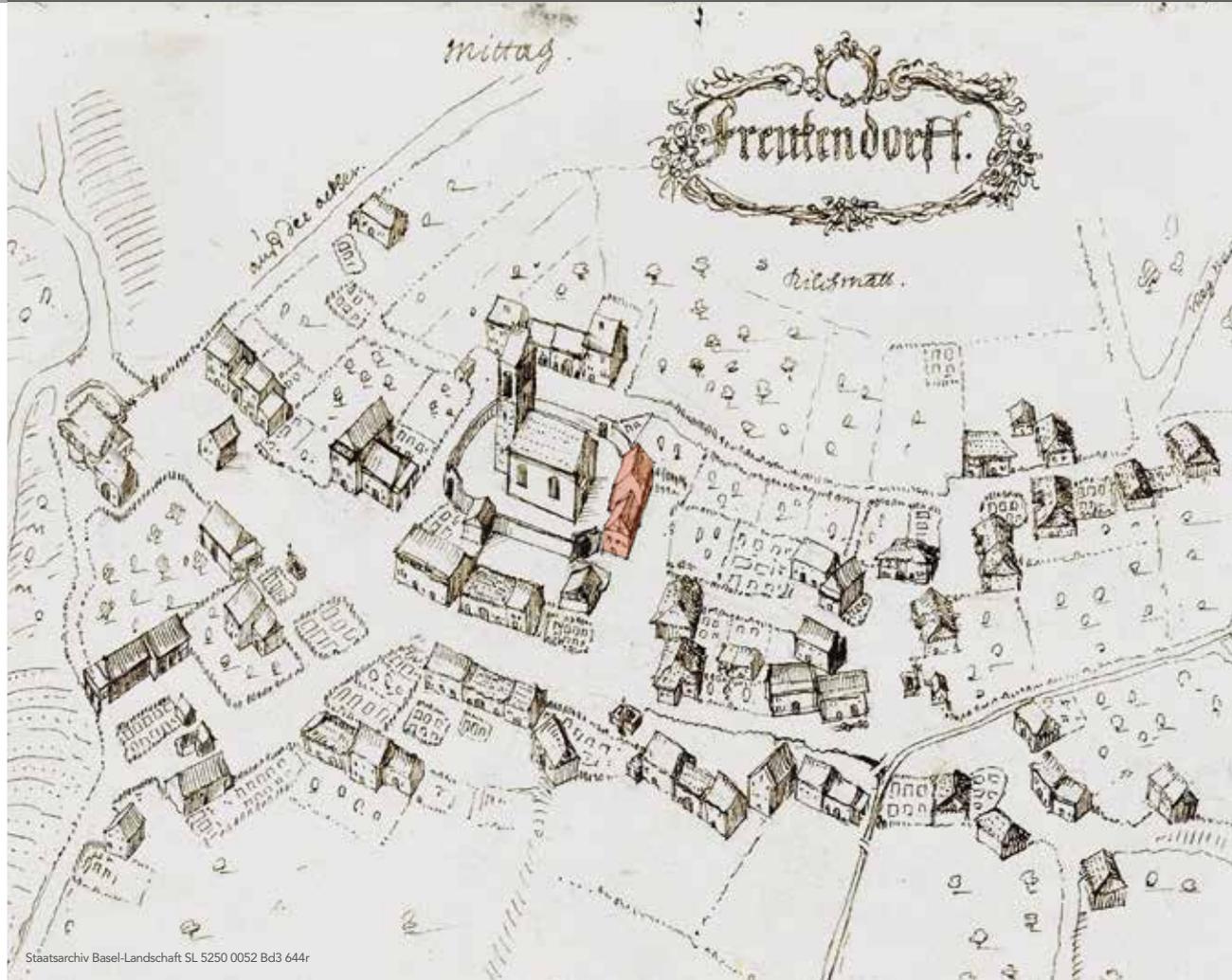
so aus, als müssten wir uns keine weiteren 80 Jahre gedulden bis zu den nächsten Erkenntnissen ...

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Bericht: Jan von Wartburg und Reto Marti
November bis Dezember 2021

**Vollständig erhaltene
Bekrönungskachel von
der Alt-Wartburg bei
Olten.**



Frenkendorf, Mittelgasse 3. Die Federzeichnung von Georg Friedrich Meyer der Zeit um 1680 zeigt – rot hervorgehoben – die Situation des untersuchten Gebäudes mit dem dahinter liegenden Wirtschaftstrakt unmittelbar westlich der Kirche St. Margarethen.



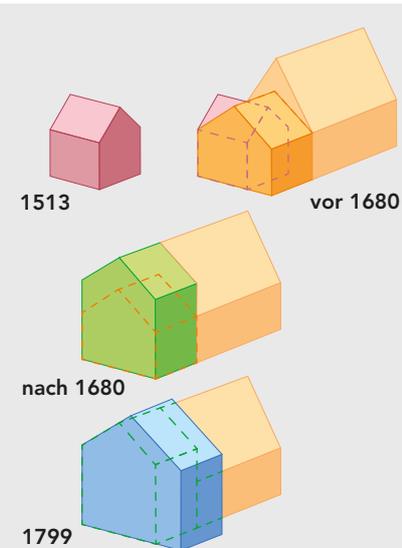
Frenkendorf, Mittelgasse 3: im Schatten der Kirche

Inmitten des Dorfkerns von Frenkendorf, an der Mittelgasse 3 direkt neben der Pfarrkirche St. Margarethen, steht das «Brotshihaus», benannt nach dem 1978 verstorbenen Dorforiginal Ernst Schneider alias «Brotshi». Es besteht aus dem kommunal schützenswerten Wohnteil eines einstigen Bauernhauses und war zuletzt Bestandteil des Gemeindegewerkes. Für die Realisierung der Wohnüberbauung «alter Werkhof» im Jahr 2020 wurden die zum Wohnteil gehörige Ökonomie sowie angrenzende, jüngere Gebäude zurückgebaut. Beim Baugrubenaushub im Umfeld der Kirche kamen verschiedene archäologische Befunde und mehrere Bestattungen zum Vorschein (vgl. Jahresbericht 2020, S. 50 ff.).

Erst 2021 waren die Bauarbeiten so weit gediehen, dass der Umbau des «Brotshihauses» in Angriff genommen werden konnte. Dass in diesem Gebäude eine längere Baugeschichte steckt, war aufgrund der einzelnen spätgotischen Fenster, der auffallend breiten Giebelfront, der barockisierten Fassade und der Inschrift «18 H·C 06» über dem seitlichen Haupteingang zu vermuten.

Nach dem Rückbau der modernen Deckenverkleidungen und Vormauerungen im Innern zeigte sich, dass das dreistöckige Gebäude vier Bauphasen aufweist. Sein Ursprung geht auf einen nur $6,30 \times 6,60$ Meter grossen, zweigeschossigen steinernen Kernbau aus dem frühen 16. Jahrhundert

Das heute eng an die Kirche gebaute Wohnhaus ist ausgesprochen breit. Rechts die Isometrie der Erweiterungen des Gebäudes.

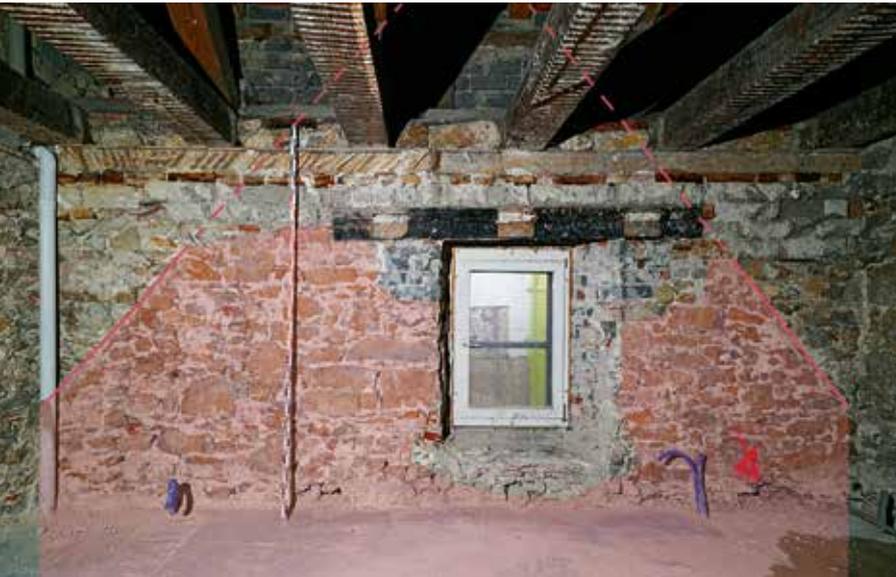


In der zur Kirche gerichteten Ostfassade ist im Bruchsteinmauerwerk der Giebel des Kernbaus von 1512/13 ablesbar.

zurück. Dieser stand leicht abgedreht in der Flucht zur damals noch nicht vergrößerten Kirche. Beide Gebäude waren etwa gleich breit und befanden sich nur fünf bis sieben Meter weit auseinander. Der First des steinernen Kernbaus wies in dieselbe Richtung wie derjenige der Kirche.

Der Eingang in den Steinbau lag auf seiner Westseite und war sehr wahrscheinlich ebenerdig. Im Obergeschoss sind zwei schmale, später wieder zugesetzte Fenster nachweisbar. Der kirchenseitige Giebel ist in der Ostfassade erhalten und auch erkennbar geblieben. Weitere Öffnungen sind in den baulich mehrfach veränderten Mauern nicht mehr beobachtbar. Im Obergeschoss blieben noch die Deckenbalken erhalten: teilweise krumm gewachsene und mit dem Beil in Form gehauene Stämme aus Eichen sowie einer Föhre, die sich dendrochronologisch in den Herbst/Winter 1512/13 datieren lassen. Das Dachgerüst ist nicht mehr erhalten. Mit der eher steilen Neigung um 52 Grad könnte die einstige Dachhaut sowohl aus Flach- oder Hohlziegeln als auch aus Stroh bestanden haben.

Ob im Obergeschoss bereits von Beginn weg eine Herdstelle eingebaut war, ist nicht sicher. Spätestens nach einer Gebäudeerweiterung, als im Westen eine drei Meter breite Stube hinzukam, wurde von der Herdstelle im Kernbau aus der Ofen im



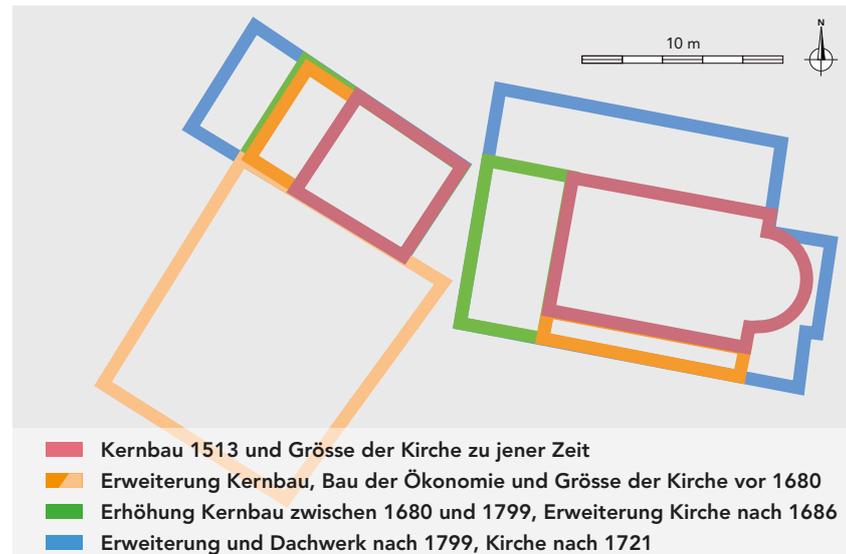
neuen Anbau beschickt. Mit dieser Erweiterung wurde zugleich der First um 90 Grad von der Kirche weg in die heutige Ausrichtung gedreht. Auf dem Dorfprospekt von Georg Friedrich Meyer ist um 1680 diese neue Situation zu erkennen. Zudem hielt Meyer im Giebeldreieck sichtbares Fachwerk und einen offenbar nachträglich in die Nordfassade des Kernbaus eingefügten rundbogigen Eingang fest. Südlich davon dokumentierte er bereits ein auffällig grosszügiges Ökonomiegebäude, das breiter ist als der erweiterte Kernbau.

Der Wohnteil wurde wahrscheinlich kurz darauf um eine Etage auf dieselbe Giebelhöhe wie die Ökonomie aufgestockt. Zudem wurden die Fenster mit spätgotischen Steingewänden ausgestattet. Zwei davon sind bis heute noch erhalten. Im Erd- und Obergeschoss waren Küchen untergebracht. Von derjenigen im Erdgeschoss ist in der Nordfassade bis heute noch der steinerne Ausguss für den Schüttstein erhalten geblieben. Nebst den beiden Küchen weist auch ein ins erste Obergeschoss führender Hocheingang in der Ostfassade auf zwei se-

parate Wohnungen hin. Der zweite Eingang wurde durch die Erweiterung eines zuvor sekundär in den Kernbau eingebauten Fensters geschaffen.

Frühestens im Frühjahr 1799 wurden gemäss Dendrodaten die Bauhölzer für ein neues Dachgerüst

Die Bauetappen der Kirche St. Margarethen und der eng benachbarten Liegenschaft Mittelgasse 3.



sich allerdings keine darunter. Nebst allerlei «Gerümpel» sind ein lederner Köcher, eine gläserne Kugelflasche sowie eine Jasskarte erwähnenswert. Der 25 Zentimeter lange Köcher besteht aus einem mit Leder überzogenen Holzetui, dessen Inneres mit Leder in drei Kammern aufgeteilt ist. Mit einer Schlaufe konnte man ihn am Gürtel befestigen. Das Aussenleder ist liebevoll mit gepunzten Blümchen und Herzchen verziert. Vergleiche zeigen, dass es sich um den Köcher eines Metzgers handeln dürfte, der darin neben den Schlachtmessern vielleicht auch den Wetzstahl am Gürtel trug.

Bei der Jasskarte handelt es sich um eine «Schau-fel Acht» mit gestempelten Spielzeichen. In der Vergrösserung unter dem Binokular sind einzelne Textilfasern des handgeschöpften Papiers zu erkennen. Auf der Kartenrückseite wurde ein Musterrapport aus kleinen Quadraten aufgedruckt.

Durchführung und Bericht: Claudia Spiess, mit herzlichem Dank an Peter Bretscher (Historisches

Museum Thurgau, Frauenfeld) und Anton Reischer (Freilichtmuseum Ballenberg, Brienz) für die Vergleichsbeispiele der Metzgerköcher
Dendrochronologie: Raymond Kontic und Claudia Spiess, Basel
Mai 2019 und Dezember 2021

Der im Innern mit drei Fächern ausgestattete mutmassliche Köcher eines Metzgers. Länge 26 Zentimeter.





Lampenberg, Hauptstrasse. Am Giebel der Liegenschaft 52, der hinter dem Haus Nr. 50 hochragt (Bildmitte), ist deutlich ein Hochfirstständer des ursprünglichen Gebäudes erkennbar.

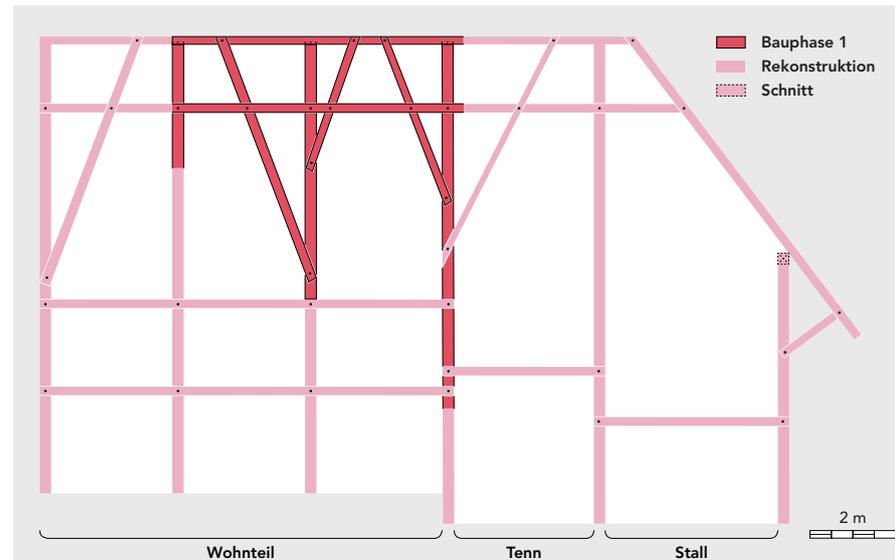
Lampenberg, Hauptstrasse 50/52: ein weiterer Hochfirstständerbau ist weg

Im Rahmen eines Baugesuchs wurde die Archäologie Baselland auf das Gebäude an der Hauptstrasse 50 bis 52 aufmerksam. Es steht etwas zurückversetzt mit der Traufe zur Strasse. Das Bauernhaus soll beinahe vollständig einem Neubau weichen. Bereits in einer ersten Begehung hatte sich herausgestellt, dass sich im Inneren der aktuellen Gebäudehülle Reste eines Hochfirstständerbaus befinden. Dieser datiert gemäss Jahrringanalyse ins Jahr 1515/16 und schliesst somit eine bisherige Befundlücke im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, in dem bislang keine Bauten dieses Typs belegt sind. Mit den postulierten Massen von $12 \times 22 \times 12$ Meter (Firsthöhe \times Länge/Traufe \times Breite/Giebel) gehört er zu den grössten bekannten Hochfirstständerbauten im Baselbiet. Ähnliche Ausmasse hat ein gleicher Bautyp in Rothenfluh, Dübach 96/97 aus dem Jahr 1553/54 (d).

Das Gerüst des ursprünglichen Gebäudes bestand aus fünf Hochfirstständern, wovon heute noch drei partiell erhalten sind. Mit einem Abstand von

3,20 Metern stehen die Ständer enger zusammen als gewöhnlich. Das bereits erwähnte Gebäude aus Rothenfluh hat zum Beispiel lediglich vier Hochfirstständer, dafür aber einen Zwischenabstand von vier Metern. Im Gegensatz dazu weist der Bau in Lampenberg zwischen dem in der Bundachse

Längsschnitt durch den Hochfirstständerbau.



Die Lage des untersuchten Gebäudes ist in der Dorfskizze von Georg Friedrich Meyer rot hervorgehoben.

gelegenen Eckständer und dem Hochfirstständer je einen Hochständer auf. Des Weiteren weist das Gebäude drei Nutzungsachsen auf. Diese wären von Süden her Wohnteil, Tenn und Stall. Es handelt sich somit um einen Vielzweckbau in Mehrreihenständerbauweise mit fünf Bundachsen.

Gemäss der Federskizze des Dorfes Lampenberg von Georg Friedrich Meyer aus dem Jahr 1680 war das untersuchte Gebäude einst mit Stroh gedeckt und besass lediglich gegen Norden einen Vollwalm. Nach dieser Zeichnung zu schliessen wurde der Hochfirstständerbau zwischen dem Baujahr 1515/16 und 1680 versteinert. Denkbar ist, dass dabei ein ursprünglicher Vollwalm gegen Süden einem Giebel weichen musste, um so eine zweistöckige Wohnfläche zu gewinnen. An der Giebelwand scheint zusätzlich ein Pultdach angebracht gewesen zu sein, das vermutlich eine Laube deckte, die zur Erschliessung des Obergeschosses diente. Das Erdgeschoss wurde gemäss Meyers Skizze offenbar über eine Türe in der strassenseitigen Fassade betreten, die zu einem dahinterliegenden Korridor führte. Dieser Eingang wich zu einem späteren Zeitpunkt einem Fenster. Der Gang lässt sich noch anhand von Unterbrüchen



der Fase der Nord-Süd verlaufenden Deckenbalken im heutigen Wohnzimmer des Erdgeschosses erahnen. Seit seiner Versteinerung dürfte das Gebäude als Zweiparteienwohnhaus genutzt worden sein, pro Stockwerk mit je einem Wohnzimmer und einer Kammer zur Strasse hin und einer Küche sowie vermutlich einer weiteren Kammer im rückwärtigen Bereich.

Spätestens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die südliche Hälfte des Wohnteils durch einen Neubau ersetzt und die Ökonomie auf die strassenabgewandte Seite hin verlängert. Dabei wurde eine neue Dachkonstruktion über der Ökonomie errichtet. Mit den Umbauten in den Jahren 2020 und 2021 weichen nun noch die letzten Überreste des über 500-jährigen Hochfirstständerbaus.

Untersuchung: Andreas Wahl und Lukas Richner
Dendrochronologie: Raymond Kontic und
Claudia Spiess, Basel
Bericht: Lukas Richner
Januar 2021

Die Reste des Hochfirstständergerüsts im Dachstock des Wohnbereichs.



Buus, Rickenbacherstrasse 16. Blick aus Nordosten auf den rückwärtigen Teil. Der Anbau von 1777/78 ist hinter dem Holunderstrauch nur schemenhaft erkennbar (um 1970).



Buus, Rickenbacherstrasse 16: ein altes Haus neigt sich

Die Liegenschaft an der Rickenbacherstrasse 16 beherbergt seit 1972 das «Museum Ständerhaus Buus», das von der gleichnamigen Stiftung betreut wird. Aufgrund einer geplanten Renovation nahm die Archäologie Baselland eine bauarchäologische Untersuchung vor.

Der Hochfirstständerbau ist gemäss dendrochronologischer Untersuchung 1576/77 errichtet worden. Das gibelständige Gebäude steht – leicht weggedreht – an der Ausfallstrasse Richtung Rickenbach. Auf einer Federskizze von Georg Friedrich Meyer der Zeit um 1680 ist es in seinem ursprünglichen Ausmass dargestellt. Mit der ungefähren Höhe von zehn Metern und einer Grundfläche von 13 × 9 Metern handelt es sich um einen Hochfirstständerbau von kleiner bis mittlerer Grösse mit zwei Firstständern, vergleichbar etwa dem spätmittelalterlichen Haus von 1490/91 an der Burggasse 4 in MuttENZ.

Das Haus war ursprünglich ein Mehrzweckbau mit drei Nutzungsachsen (Stall, Tenn und Wohnteil) und zwei Längsachsen. Das tief herunterrei-

chende, einst mit Stroh gedeckte Rafendach wies giebelseitig je einen Vollwalm auf und wurde zur Strasse hin mit Vordachbögen gestützt. Auf der von der Strasse abgewandten Traufseite finden sich keine Hinweise auf eine solche Stützkonstruktion. Vermutlich wurden die Giebelseiten ebenso

Die strassenseitige Fassade, aktueller Zustand.

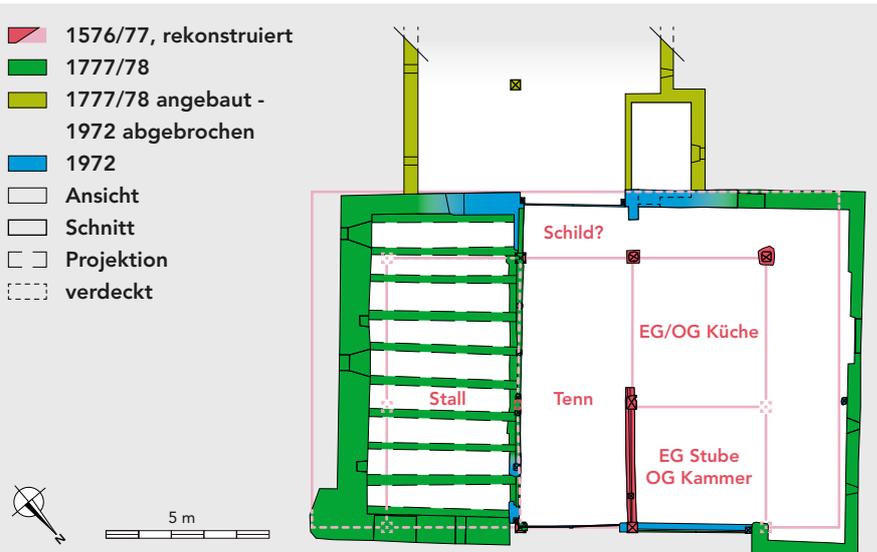


Grundrissplan des Gebäudes mit Bauphasen.

wie die rückwärtige Längsseite mit so genannten Schilden versehen, einem zusätzlichen Abschluss ausserhalb der tragenden Seitenwände, die zusätzlichen Nutzungsraum ausserhalb des Ständergerüsts schufen. Der Schild muss dabei nicht zwingend durch geschlossene Wände von den Räumen

innerhalb abgetrennt gewesen sein. So fehlen zum Beispiel Hinweise für eine Bohlenwand zwischen der Küche und dem postulierten Schild.

Der Wohnteil im Nordwesten, der vermutlich über das Tenn betreten wurde, verfügte im Erdgeschoss zur Strasse hin über eine Stube und im hinteren Bereich über eine Küche. Beide Räume waren durch eine Wand mit waagrechten Holzbohlen voneinander und vom Tenn getrennt. Zwischen Wohnteil und Tenn sind noch bauzeitliche Reste dieser Konstruktion erhalten. Eine waagrechte Nut im Geschossdeckenriegel in der Wand zum Tenn diente der Aufnahme der Deckenbretter für die Stube. Oberhalb der Stube befand sich eine vom Dachraum abgetrennte Kammer. Dies zeigt die vertikale Nut im Hochfirstständer, welche die Bohlenwand zwischen Stube und Küche aufnahm und die über die ehemalige Deckenhöhe der Stube hinausläuft. Da im Bereich der Küche Hinweise auf einen Geschossdeckenriegel fehlen, ist anzunehmen, dass die Küche nach oben offen war



und der Rauch direkt in den offenen Dachraum gelangte. Vergleichbare Gebäude legen ebenfalls eine solche Rekonstruktion nahe. Die Herdstelle lag vermutlich an der Wand zur Stube, von wo aus auch ein Stubenofen eingefeuert werden konnte.

Durch Umbauten im Jahr 1777/78 wurde der Wohnteil zu einem Bestandteil der Ökonomie umgebaut. Offenbar brachte man bereits damals strassenseitig in der ehemaligen Wohnachse ein Tor an und entfernte darüber die Aussenwand. Des Weiteren wurden gleichzeitig die Aussenwände des postulierten Schildes versteinert und der Stallbereich durch einen Steinbau mit Sparrendach ersetzt.

In der rückwärtigen Verlängerung des Tenns wurde ein zweistöckiger, rechtwinklig zum Kernbau stehender Annex angefügt. Es ist anzunehmen, dass dieser ebenfalls als Ökonomie diente. Allgemein stellt sich die Frage, ob nach dem Umbau nicht das ganze Gebäude nur noch als Wirt-

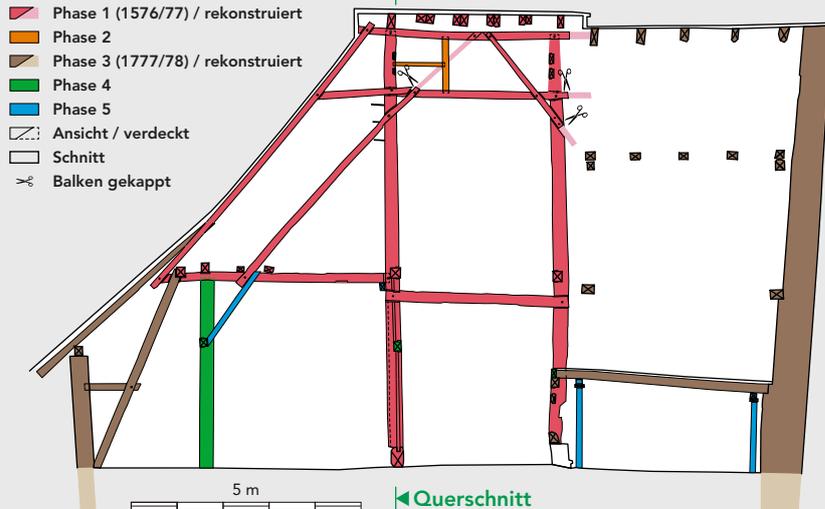
schaftsbau verwendet wurde. Ein neuer Wohnteil im Bereich des ehemaligen Stalls scheint nicht sehr wahrscheinlich: Hinweise auf eine Herdstelle fehlen ebenso wie entsprechende Fenster. Die Baumassnahmen hatten wohl vielmehr das Ziel, möglichst viel Stauraum zu gewinnen. Das war

Zwischen Stube und Tenn befindet sich eine Trennwand aus liegenden Bohlen.



Längsschnitt durch den Hochfirstständerbau.

vermutlich auch der Grund, weshalb man den Walm durch eine Giebelwand in zeitgemässer Steinbauweise ersetzte. Dass nicht das ganze Bauernhaus neu errichtet wurde, ist mutmasslich auf eine Aufteilung in zwei bis drei Nutzungsbereiche infolge Erbteilung zurückzuführen.



Der Baugrund des Gebäudes ist in stetiger Bewegung, was dazu führte, dass die 1777/78 errichtete Giebelmauer im Laufe der Jahre in Schiefelage geriet. Dabei verschob sich das Fundament der Mauer nach Nordwesten, was dazu führte, dass der Giebel heute überhängend ist. Der instabile Untergrund muss bereits den Bauleuten des 18. Jahrhunderts bekannt gewesen sein, denn sie haben das östliche Strasseneck verstärkt. Wie lange dies ein Schiefwerden der Mauer verhinderte und inwiefern der steinerne Anbau dabei half, ist nicht bekannt. Es könnte sein, dass der wandernde Untergrund beim ursprünglichen Bau kein so grosses Problem war, da durch die Bauweise weniger Gewicht auf den Untergrund wirkte und das Holzgerüst flexibler war.

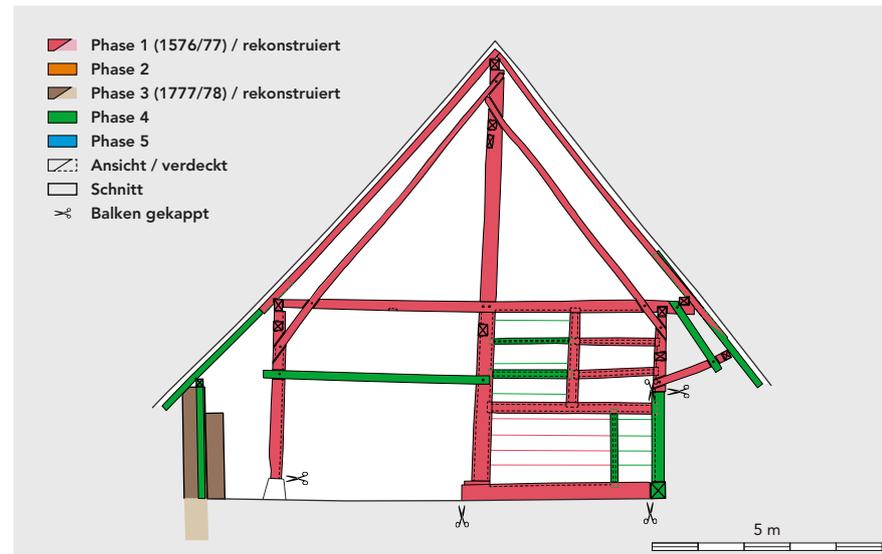
1972 wurde nach einer Erbschenkung die «Stiftung Ständerhaus Buus» gegründet, die neben dem Erwerb des Gebäudes auch dessen Restaurierung und andauernde Erhaltung zum Ziel hat. Noch im selben Jahr begannen die Restaurierungsarbeiten.

Dabei wurden unter anderem der 1777/78 errichtete rückseitige Anbau abgebrochen und im Bereich des ehemaligen Wohnteils zur Strasse hin eine Bohlenwand rekonstruiert. Noch im selben Jahr wurde das Gebäude als «Museum Ständerhaus Buus» eingeweiht und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Neben einer interessanten Ausstellung mit landwirtschaftlichen Geräten und Werkzeugen ist heute auch die Konstruktion des Gebäudes zu bewundern. Es ist der einzige öffentlich zugängliche Hochfirstständerbau in der Nordwestschweiz.

Momentan plant die Stiftung die Renovation des Gebäudes und erarbeitet ein neues Vermittlungskonzept. Unter anderem soll dabei der vom 15. bis 18. Jahrhundert weit verbreitete, eindrucksvolle Bautyp noch stärker in den Fokus rücken. Die «Stiftung Ständerhaus Buus» feiert 2022 ihr 50-jähriges Jubiläum. Die Archäologie Baselland gratuliert und freut sich auf eine weiterhin fruchtbare Zusammenarbeit.

Untersuchung: Claudia Spiess und Lukas Richner
 Bericht: Lukas Richner
 Dendrochronologie: Raymond Kotic und
 Claudia Spiess, Basel
 Juni und August 2021

Querschnitt durch die
 Bundebene zwischen
 Tenn und ehemaligem
 Wohnbereich.



Bubendorf, Hauptstrasse 40. Die strassenseitige Fassade des Bauernhauses mit dem mittlerweile abgebrochenen Wirtschaftstrakt, um 1980. Blick nach Südwesten.



Bubendorf, Hauptstrasse 40: ein Haus – zwei Bautypen

Das Gebäude an der Hauptstrasse 40 in Bubendorf gelangte aufgrund eines Umbauprojekts in den Fokus der Bauarchäologie. Auf den ersten Blick schien seine Baustruktur nicht stark von der anderer Baselbieter Bauernhäuser abzuweichen. Es steht traufständig, leicht zurückversetzt von der Strasse, bestand bis zum aktuellen Umbau aus einer Ökonomie mit den Massen $11,6 \times 15,2 \times 11$ Meter, mit typischem rundbogigem Tenntor und anschließendem Stall, sowie einem Wohntrakt von $12,6 \times 15,2 \times 9,2$ Metern mit roten Fensterrahmen und grünen Läden. Die bauarchäologische Untersuchung brachte jedoch einen grundlegenden Unterschied ans Licht, der in der Region bislang so noch nie beobachtet wurde.

Beim Wohntrakt und der Ökonomie handelt es sich um zwei unterschiedliche Bautypen – was auf den ersten Blick für unsere Gegend nicht ungewöhnlich erscheint. Die Baukonstruktion des mittlerweile abgebrochenen Wirtschaftsteils besteht aus einem Hochfirstständergerüst, ist also in Holzbauweise errichtet. Davon waren drei Bundachsen grösstenteils erhalten geblieben. In der

Bundachse zwischen Stall und Wohntrakt befand sich kein Hochfirstständer, sondern lediglich ein Firstständer. Dieser wurde in den Bundbalken verzapft, der auf den beiden Wandrähmen aufgelegt war. Des Weiteren deuteten leere Blattsassen im Bereich des nördlichen Giebels der Ökonomie darauf hin, dass ursprünglich an dieser Stelle ein

Die Südfassade des steinernen Wohntrakts, mit jüngerem Anbau.



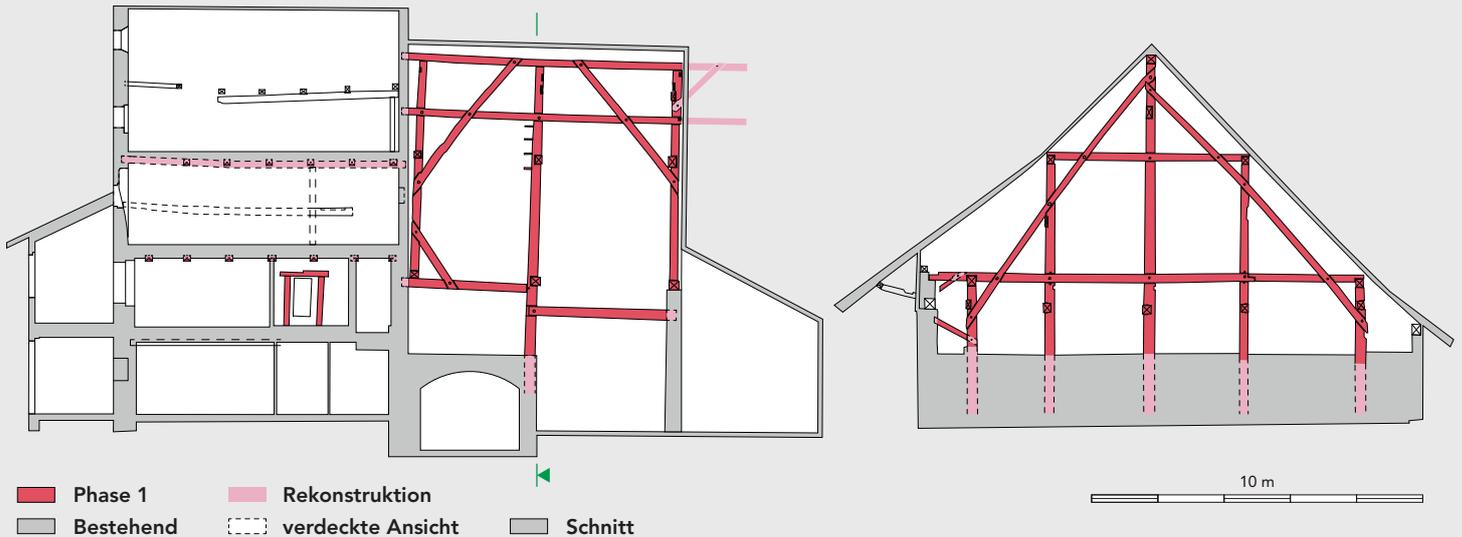
Längsschnitt durch
das Gebäude und
Querschnitt durch den
Wirtschaftsteil.

Walm und damit über der gesamten Ökonomie mit aller Wahrscheinlichkeit ein Strohdach vorhanden war.

Der Wohntrakt hingegen ist ein Steinbau, dessen Dachkonstruktion aus einem liegenden Stuhl mit zwei Abbundebenen besteht. Zwei gefaste spätgo-

tische Fenster am Südgiebel dürften Überbleibsel der ursprünglichen Befensterung darstellen.

Normalerweise ist ein Gebäude mit entsprechender Bautypenkombination als Hochfirstständerbau zu deuten, dessen Wohntrakt nachträglich ‹versteint›, also durch einen Bau in Stein ersetzt



worden ist. Entsprechende Bauabfolgen sind im Kanton Basel-Landschaft bestens bekannt (S. 76 ff.). Doch die genaue Untersuchung der gemauerten Binnenwand, die Wohntrakt und Ökonomie und damit die beiden Bautypen trennt, lieferte einen erstaunlichen Befund. Baulich gehört sie zum Wohntrakt, dessen Nordwand sie bildet. Die horizontalen Anschlussbalken des Hochfirstständergerüsts wurden aber zweifelsfrei direkt eingemauert und demnach gleichzeitig mit dieser aufgebaut. Um einen Balken nachträglich in eine bestehende Wand einzubauen, hätte man Steine aus dem Mauerwerk herausbrechen müssen. Ein solches Vorgehen ist im vorliegenden Fall aber nicht nachzuweisen. Die Gleichzeitigkeit der beiden Bauteile wird auch durch die dendrochronologische Altersbestimmung der Bauhölzer unterstützt: sie datieren in beiden Teilen in den Winter 1559/60.

Der Nachweis einer gleichzeitig errichteten Kombination von einem Steinbau mit liegendem Dachstuhl und einem Holzbau, im vorliegenden Falle einem Hochfirstständerbau, bildet unseres Wissens ein baugeschichtliches Novum unter den Bauern-

häusern der Region. Dabei ist allerdings anzumerken, dass bei den ländlichen gotischen Steinbauten des 16. Jahrhunderts bislang auch kaum zeitgleiche, direkt anschliessende Ökonomien nachgewiesen sind, obwohl diese existiert haben müssen. Über die Gründe für die Hybridbauweise lässt sich beim jetzigen Kenntnisstand nur spekulieren.

Das Hochfirstständergerüst des Wirtschaftstrakts greift in die Binnenwand aus Bruchsteinmauerwerk und wurde gleichzeitig mit dieser errichtet.



Die Lage des untersuchten Gebäudes in der Ortskizze von Georg Friedrich Meyer (um 1680).

Möglich ist, dass der Bauherr die Vorzüge beider Bautypen gleichzeitig nutzen wollte: Der steinerne Wohntrakt bot den Komfort der wohlhabenden Bauernschicht, der Hochfirstständerbau die maximale Raumausnutzung, die für eine Vielzahlwirtschaft mit Vieh- und Milchwirtschaft sowie Getreideanbau notwendig war.

Eine weitere mögliche Erklärung könnte die bauzeitliche Aufteilung des Wohntraktes liefern. Im Grundriss des Erdgeschosses lässt sich die typische horizontale Unterteilung eines Baselbieter Bauernhauses vermuten, mit einem nördlich auf ganzer Haustiefe verlaufenden Gang und der Dreiteilung der restlichen Wohnfläche in Wohnzimmer (östliches Drittel), Küche (mittleres Drittel) und Kammer (westliches Drittel). Spannend ist in diesem Sinne die Präsenz einer weiteren Küche im ersten Stock. Im Kanton Basel-Landschaft ist bisher in keinem Bauernhaus des 16. Jahrhunderts nachgewiesen, dass ein solches von Anfang an gleich von zwei Parteien gleichzeitig genutzt wurde. Falls sich bestätigen sollte, dass beide Küchen bereits aus der Bauzeit stammen, könnte dies den Steinbau erklären. Denn in der Regel werden Wohnbauten für mehrere Parteien im Baselbiet des 16. Jahrhunderts in Stein errichtet.

Offenbar wurde das Gebäude in der Folge umgebaut. So war gemäss einer Federskizze von Georg Friedrich Meyer aus dem Jahr 1680 der Walm über der Ökonomie bereits einem senkrechten, in Holz

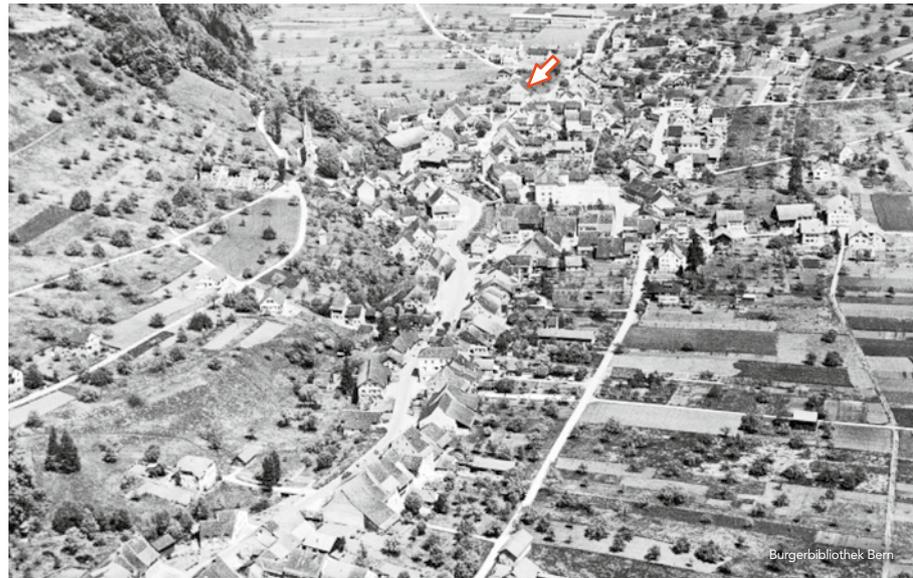


errichteten Giebel gewichen. Dort ist ebenfalls erkennbar, dass in der Zwischenzeit auch der Wirtschaftstrakt versteinert worden war, sein Dach aber nach wie vor mit Stroh und der Wohntrakt mit Ziegeln bedeckt war.

Die heute am Gebäude vorhandenen barocken Stichbogenfenster in der Süd- und Ostfassade des Wohntraktes sowie ein Fensterrahmen mit goldener Inschrift auf dessen Südseite deuten darauf hin, dass 1760 grosse Teile der Fassade renoviert wurden. Zwei Jahre später erhielt die Ökonomie ein neues Tenntor, das entsprechend die Jahreszahl 1762 trägt. Wann genau die beiden Keller eingebaut wurden, liess sich im Zuge der bauarchäologischen Untersuchung nicht eruieren. Der ebenerdige Gewölbekeller im Bereich des ehemaligen Stalls ist aber sicherlich älter als die Unterkellerung des hinteren Drittels des Wohntraktes. Ein Anbau südlich des Gebäudes dürfte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dazugekommen sein. Auf der Baaderkarte aus dem Jahr 1842 ist dieser noch nicht dargestellt, auf Luftbildern von 1931 ist er dann zu erkennen.

Untersuchung: Daniel Perez, Laura Oberholzer und Lukas Richner
Dendrochronologie: Raymond Kotic und Claudia Spiess, Basel
Bericht: Laura Oberholzer und Lukas Richner

Im Luftbild aus dem frühen 20. Jahrhundert ist das untersuchte Gebäude am Nordrand des Bubendorfer Ortskerns mit einem Pfeil gekennzeichnet.



Binningen, Neubad-
rain 4. Blick von
Südwesten auf das
ehemalige Badehaus.
Der älteste Gebäude-
teil im Vordergrun-
d ist am Fachwerk des
Obergeschosses
erkennbar.



Binningen, Neubadrain 4: vom Bad zum Fischbecken

Die Geschichte des Gasthofs Neubad in Binningen begann im Jahre 1742, als Prof. Dr. med. Benedikt Stähelin-Battier aus Basel am Holeehang eine Heilquelle aufspürte. Er bat den Stadtrat von Basel, ihm die Quelle abzutreten. Dieser willigte ein unter der Bedingung, dass das Wasser an die Armen gratis abzugeben sei. Der Entscheid wurde aber vom zuständigen Gericht in Münchenstein nicht anerkannt, was zu jahrelangen Verhandlungen zwischen Stähelin-Battier und dem Gericht führte. Als Hans Rudolf Mory-Plattner, der Inhaber der Ziegelei im Holee, die Quelle 1762 erwarb, war die Abtretung der Quelle durch das Münchener Gericht mittlerweile zwar genehmigt, doch ihre gewerbliche Nutzung hatte noch nicht stattgefunden.

Mory-Plattner erhielt kurz danach vom Münchener Vogt die Erlaubnis, ein 40 Schuh langes, zweigeschossiges Badegebäude zu errichten. Umgerechnet ergibt dies ein Gebäude mit einer Länge von etwa zwölf Metern, das somit um

21 Meter kürzer war als der aktuelle Bau. Im heutigen Grundriss ist tatsächlich ein entsprechendes Badehaus nachweisbar, denn rund zwölf Meter von der westlichen Giebelseite entfernt ist eine 80 Zentimeter starke Querwand vorhanden, die als einfache Binnenmauer zweifellos zu mächtig ist.

Ansicht von Südosten, kurz vor der Sanierung Anfang der 1960er Jahre.



Das Neubad in einer
aquarellierten Radierung
von Rudolf Huber, um
1795.

Westlich davon sind in einem Raum mit Gewölbedecke noch die letzten im Boden eingelassenen Badebecken erhalten. Auch weist hier der Gang im Erdgeschoss mehrere Kreuzgratgewölbe auf und keinen horizontalen Deckenabschluss wie östlich der Binnenmauer. Zudem zeigen Thermoaufnah-

men der Fassade, dass im Obergeschoss nur die ersten zwölf Meter von Westen her ein Fachwerk aufweisen.

Im Badehaus war vermutlich auch eine Gaststube untergebracht, denn bereits ein Jahr nach der Eröffnung musste Neubadwirt Mory-Plattner aufgrund von Reklamationen wegen Lärmbelästigung beim Vogt in Münchenstein vorstellig werden. Zu seiner Verteidigung sagte der Wirt, er hätte dies nicht mitbekommen, da er zur Tatzeit «mit dem Fortbringen einiger Frauen» beschäftigt gewesen sei. Dies war aber offenbar nicht das einzige Mal, dass eine Feier aus dem Ruder gelaufen ist. Weil die Gäste mit den Musikern unzufrieden waren, kam es 1776 zu einer Messerstecherei. Daraufhin wurde das Tanzen im Neubad für ein Jahr verboten.

Ob diese Feier bereits im rechtwinklig an den Haupttrakt angebauten Saal stattfand, der auf einer Zeichnung von Rudolf Huber aus dem Jahr 1795 dargestellt ist, lässt sich nicht sagen. Klar ist



jedoch, dass der Betrieb damals florierte, denn auf der Radierung ist auch erkennbar, dass seit dem Bau des Badegebäudes nicht nur der Saal hinzugekommen ist, sondern auch eine Osterweiterung am Hauptgebäude.

Seltsamerweise trägt der Türsturz an der Südfassade dieses Anbaus das Baujahr 1765 des ursprünglichen Badehauses. Das Werkstück ist aber nicht zweitverwendet. Ohne Bauuntersuchung ist auch nicht klar, ob Sturz und Inschrift zeitgleich mit dem Anbau sind oder erst bei einer späteren Renovation dazugekommen sind. Eine weitere Inschrift ist am Türsturz auf der Nordseite des Erweiterungsbaus zu finden. Diese zeugt von der Neigung der Hugenotten, denen Mory-Plattner angehörte, zu Bibelziten. Die Inschrift «NISI LEX TUA SOLATIUM MEUM ESSET IAM IN ADFLICTIONE PERIISSEM PS119» meint übersetzt: «Wenn dein Gesetz nicht mein Trost gewesen wäre, so wäre ich vergangen in meinem Elend» (Psalm 119,92).

Nach dem Tod von Hans Rudolf Mory-Plattner im Jahr 1807 blieb das Neubad noch bis 1857 in der Familie. Nach dem folgenden Besitzerwechsel wurde der Betrieb wegen Sanierungsarbeiten für drei Jahre geschlossen. Weitere Bautätigkeiten fanden 1890 statt, als der Saaltrakt um ein Geschoss

Türe mit lateinischer Inschrift an der Nordfassade der Erweiterung.



Eingetiefte Badebecken, die später zu Fischbecken umfunktioniert wurden.

erhöht wurde. Nach mehreren Handwechseln wurde 1893 Albert Perottet-Wanner Wirt des Neubads. Er verhalf dem Betrieb zu neuer Blüte, die bis in die Zeit des ersten Weltkriegs anhielt. Dabei galten seine Maskenbälle zur Fasnachtszeit als berüchtigt.

In den folgenden Jahrzehnten verkam die Liegenschaft allmählich, so dass sie zwischen 1964 und 1966 gründlich saniert werden musste. Dabei wurde der rechtwinklig am Gebäude angebaute Saaltrakt abgerissen und das Hauptgebäude von Westen her um die Breite dieses Anbaus verkürzt. Das Fachwerk im Obergeschoss des einstigen Badehauses wurde freigelegt und die Fenster der ehemaligen Badezimmer vergrößert. Bis auf zwei Badebecken in einem Zimmer, die fortan als Fischbecken dienten, wurden alle entfernt. Mit dem im Jahr 2021 erfolgten Umbau zu einem Wohngebäude mit Büro sind die beiden Becken sowie die Speisesäle nun ebenfalls verschwunden – und mit ihnen die letzten Relikte der beinahe 280 Jahre dauernden örtlichen Badehaus- und Gasthoftradition.

Durchführung und Bericht: Lukas Richner
August 2021





Die historische Aufnahme zeigt das Neubad im maximalen Ausbau, mit dem 1890 um ein Obergeschoss erweiterten Tanztrakt rechts.

Binningen, Bündtenmattstrasse 1: Bierbrauer Brändlins Lagerkeller?

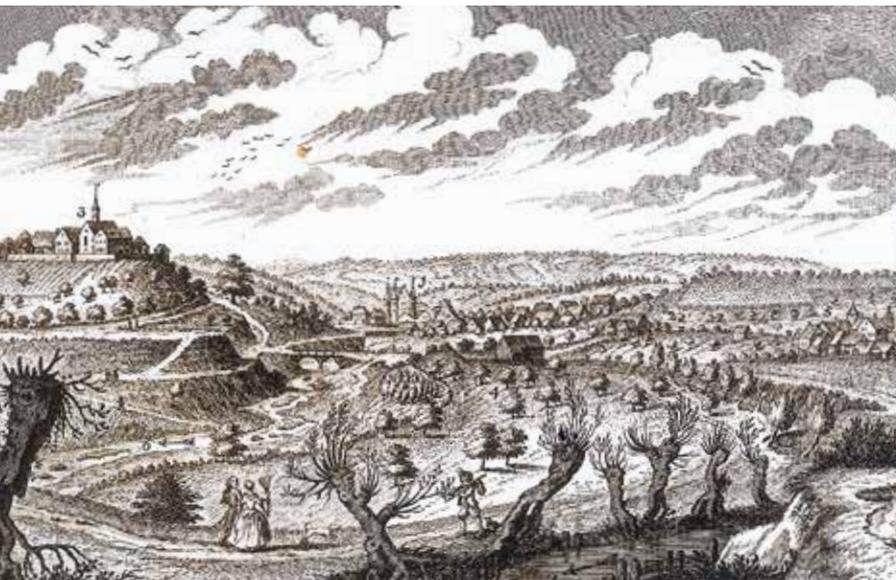
Binningen, Bündtenmattstrasse 1. Am rechten Bildrand ist das Landgut Holee mit dem Schlösschen zu sehen (Emanuel Büchel, um 1750).

Um das Jahr 1550 erwarb der holländische Täufer David Joris das Landgut Holee von der Basler Dompropstei und liess anstelle des alten Landsitzes das heutige Schlösschen errichten. Ursprünglich ausserhalb des Binninger Dorfkerns gelegen, steht es heute unscheinbar inmitten des dicht über-

bauten gleichnamigen Quartiers. Vom einstigen Gebäudekomplex mit Nebengebäuden ist nur noch der Hauptbau erhalten.

Seit dem 16. Jahrhundert hat der Landsitz eine wechselvolle Geschichte hinter sich, geprägt von vielen Umbauten, Hand- und Nutzungsänderungen. So wurde er im 19. Jahrhundert von verschiedenen Unternehmern als Wirtschaft und Brauerei genutzt, bevor er 1901 von der Rheinfelder Salmenbräu erworben wurde. In den 1930er-Jahren baute man das Schlösschen zu Wohnungen und einem Laden um. Später mietete es die Bau-firma Stamm als Wohnraum für ihre Gastarbeiter. 1973 schliesslich verkaufte die Brauerei das Gebäude an einen Binninger Bürger, der es daraufhin renovierte.

Im Oktober 2021 meldete die Baselbieter Denkmalpflege den Fund eines Schachts, der beim Aus-hub für ein Schwimmbad am Hang wenig oberhalb des Schlösschens zum Vorschein gekommen war. Er diente der Entlüftung eines unterirdischen Gewölbes, das heute nicht mehr zugänglich ist.



Der zugehörige Eingang muss sich nahe der Südwestecke des Schösschens befunden haben.

Anhand der Lage des Schachts sowie der Angaben des Poliers, der beim Graben von Betonsporen auf die Seitenmauern des unterirdischen Raums gestossen war, liess sich die ungefähre Ausdehnung des Kellers bestimmen: Er wies eine Breite von drei und eine Länge von mindestens fünf Metern auf. Der Entlüftungsschacht befand sich mittig am Süden des Raums. Er bestand zu drei Seiten aus gemauerten Backsteinen und hatte einen Durchmesser von 20×30 Zentimetern. Die Nordseite bestand aus Magerbeton. Von der obersten Backsteinlage bis auf den von Schutt bedeckten Boden des Kellers wurden 3,6 Meter gemessen. Der Schacht hatte eine Länge von ungefähr zwei Metern.

Nur wenige Meter westlich des neu entdeckten unterirdischen Raums befindet sich ein vollständig ausgebautes Kellergewölbe, das sich zur Bündtenmattstrasse hin öffnet. Es ist anzunehmen, dass die beiden Bauwerke ungefähr gleich gross waren.

In den historischen Quellen zum Holeeschlösschen findet sich der Hinweis, dass der Bierbrauer Rudolf Brändlin im Jahr 1865 zwei Lagerkeller in den Berg bauen liess – mit sehr grosser Wahrscheinlichkeit genau die beiden, die heute noch erhalten sind.

Der übrig gebliebene Hauptbau des Holeeschlösschens steht heute inmitten eines Wohnquartiers. Blick nach Südwesten.



Die ungefähre Lage
des neu entdeckten
Kellers (rot) neben dem
bereits bekannten.
Links ein Anbau des
Holeeschlösschens.

Es ist anzunehmen, dass die Gewölbe zur Lagerung von Bier verwendet wurden. Im 19. Jahrhundert – vor der Erfindung der Pasteurisierung – blieb das frisch gebraute Bier nur durch Kühlung länger haltbar. Daher wurde es oft in Eiskellern gelagert. Eis war zudem im Brauprozess nötig,

weil die Bierwürze, der Sud aus Malzschrot und Hopfen, sehr schnell auf Kellertemperatur abgekühlt werden musste, um den weiteren Gärprozess kontrollieren zu können. Nach der Abfüllung des Jungbiers begann die mehrere Wochen dauernde Nachgärung, bei der ausreichende Kühle, vor allem in den Sommermonaten, eine entscheidende Rolle spielte, damit das Bier aufgrund zu hoher Umgebungstemperaturen nicht «umkippte».

Vor dem Siegeszug der Kühlschränke und Eismaschinen waren Eiskeller überall dort anzutreffen, wo man auch in der warmen Jahreszeit tiefe Temperaturen benötigte. Insbesondere Schlachthöfe, Krankenhäuser und eben Brauereien waren darauf angewiesen. Das Natureis hat man im Winter in grossen Mengen in zum Teil eigens dafür angelegten Weihern abgebaut und block- oder stangenweise in die Keller verbracht. In Gelterkinden wurde im Jahr 2014 ein solches Bauwerk wiederentdeckt und saniert (vgl. Jahresbericht 2014, S. 102 – 105). Typischerweise wiesen Eiskeller Rinnen im Boden auf, in denen das Schmelzwasser



abfliessen konnte. Solche waren in der aktuellen Untersuchung nicht nachweisbar, da man durch den Schacht kaum Einsicht in das Gewölbe erhielt und der Boden mit Schutt bedeckt war. Daher muss man sich bis auf weiteres mit der generellen Bezeichnung «Lagerkeller» begnügen.

Rund 60 Meter westlich des Holeeschlösschens wurde 2001 ein weiteres, sogar dreiräumiges Gewölbe entdeckt. Mit einer Länge von rund 35 Metern, einer Breite von sieben Metern und einer Höhe von drei bis vier Metern war dieses massiv grösser. Die Rinnen im Boden bezeugen in diesem Fall die Funktion als Eiskeller. Er dürfte mit einem Bauwerk zu identifizieren sein, das der Basler Bierbrauer Rudolf Siegrist um 1840 «unter grossem Kostenaufwand» in den Berg getrieben hatte, wie eine alte Heimatkunde berichtet. Die damals dokumentierte Kelleranlage wurde zehn Jahre nach der Entdeckung beim Bau eines Mehrfamilienhauses zerstört. Diesem Schicksal dürfte das neu entdeckte Gewölbe in der nächsten Zeit entgehen, da es gut geschützt unter dem Schwimmbad liegt.

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Bericht: Jan von Wartburg und Reto Marti
Oktober 2021

Der grosse Bruder: Blick in den hinteren Teil des 2001 entdeckten, rund 60 Meter westlich des Holeeschlösschens gelegenen Eiskellers.





Fundabteilung

2021 wurden der Fundabteilung 44 Fundkisten und neun Kisten mit Proben von 19 Grabungen übergeben. Seit diesem Jahr wird unser kleines Team durch Laura Caspers verstärkt, die mit viel Elan und Fachkenntnis die aufgelaufenen Funde der Späher inventarisiert. Insgesamt konnten wir 13 382 Funde von 32 diversen Fundstellen neu in unserer Datenbank erfassen. Besonders beeindruckten uns die zahlreichen frühmittelalterlichen Funde der Grabung Reinach, Brunnngasse 6 (s. Seite 44 ff.).

Daneben bildete die Bestandsaufnahme des umfangreichen archäologischen Nachlasses des 2019 verstorbenen Heimatforschers Kurt Rudin (vgl. Jahresbericht 2019, S. 22 ff.) einen weiteren Schwerpunkt der diesjährigen Arbeit. Regelrecht einschüchternd wirkte zunächst die schiere Menge an Kisten, Pappschachteln, Holzschubladen und Plastikwannen, randvoll gefüllt mit archäologischen Funden unterschiedlichster Zeitstellung und Herkunft. Im Laufe des Jahres wurde der Inhalt von 330 Behältnissen gesichtet. In ihnen waren 1489 grössere und kleinere Fundensembles deponiert, denen zumeist ein Zettel mit Hinweis auf die Herkunft der Funde beilag. Dabei erwies sich Kurt Rudin als sehr kreativ, verwendete er doch des Öfteren Pseudonyme oder schrieb den Fundort mit kyrillischen Buchstaben nieder. Auch die Idee, eine Fundskizze direkt auf den Silex-Fund zu zeichnen, ist ein Beispiel für seine Originalität.

Nachdem nun zehntausende Funde summarisch in einer Excelliste erfasst, umgepackt und verstandortet sind, gilt es in einem nächsten Schritt, die Informationen zu den Fundstellen durch sorgfältiges Sichten der zahlreichen Notizen und Tagebücher zu sichern. Dabei wird das eine oder andere Pseudonym zu knacken sein. Die wertvollen Funde würden es lohnen ...

Christine Gugel

Am Anfang grosser Entdeckungen steht meist akribische Feinarbeit: Daniel Perez beim Überprüfen des Fundmaterials aus einer Altgrabung.



Die drei Venusstatuetten aus Blei, aus dem Nachlass eines Prattler Sammlers. M 1 : 1.

Drei Liebesgöttinnen – aus Pratteln oder doch nicht?

Vor einigen Jahren führte uns ein der lokalen Geschichte verpflichteter Prattler Bürger auf verschiedene archäologische Fundstellen im Gemeindegebiet. Im Laufe seines langen Lebens hatte er diese teils selbst entdeckt, teils bei Baustellen mehr oder weniger systematisch überwacht. Seiner Kooperationsbereitschaft und guten Erinnerung verdankt die Archäologie Baselland viele wichtige Hinweise zur Frühgeschichte des Ortes.

Besonders in Erinnerung bleibt, wie uns der Hochbetagte zu Fuss auf den Kästelihügel führte, weil er dort auf eine besondere Fundstelle hinweisen wollte, bei der vor etwa 30 Jahren drei gut zehn Zentimeter grosse Bleifigürchen zum Vorschein gekommen seien. Beim Besuch so lange Zeit später erwies sich die Lokalisierung dann allerdings als schwierig. Unter anderem diese Funde verleiteten die Archäologie Baselland wenig später zu einer systematischen Metalldetektorsondierung, die zwar einige römische Funde, aber nichts zum Vergrabungsort der Statuetten zutage förderten (vgl. Jahresbericht 2015, S. 40 f.). Der gesamte Hü-

gel erwies sich leider als vom Militär stark überprägt.

Die drei Frauenfigürchen ähneln sich bei genauer Betrachtung ausserordentlich: nackt, mit eigenartig langem, bandförmig geschwungenem Körper

Die Rückseiten sind ebenfalls ausgearbeitet. Die Modellierung zeigt, dass die Figuren aus einer zweischaligen Gussform stammen.



Bleierne *Aedicula* mit
Darstellung der Göttin
Minerva aus Dorchester
(Dorset).

und entsprechenden Gliedern, Bauch und Rücken mit einer dezenten, figurbetonenden Mittellinie, die Brüste kaum angedeutet, der runde Kopf auf kräftigem, perlengeschmücktem Hals stark stilisiert und an keltische Vorbilder erinnernd. Das Haar ist von einem Perlendiadem gefasst und die

am besten erhaltene Figur zeigt möglicherweise den Ansatz eines Oberarmreifs. Auffallend ist die geradezu laszive Körperhaltung, die linke Hand an der Hüfte, die rechte am Kopf. Die Herstellungsweise ist simpel und offensichtlich sehr flüchtig, wie das stellenweise undeutliche Relief oder stehengelassene Brauen zeigen, die von der Herstellung in zwei Gusschalen herrühren.

Es sind vor allem Schmuck und Körperhaltung, anhand derer sich die dargestellte Person identifizieren lässt: Es handelt sich ganz offensichtlich um das Motiv der *Venus anadyomene*, der «entstehenden» Liebesgöttin der Griechen und Römer. Der Sage nach soll sie bei ihrer Geburt auf Zypern in voller Pracht aus dem Schaum des Meeres aufgetaucht sein, nachdem sich Blut und Samen aus dem abgeschnittenen Geschlecht des Urgottes Uranos mit dem Wasser vermischt hatten – ein Motiv, präsent in vielen Variationen quer durch die gesamte europäische Kunstgeschichte. Die am



besten erhaltene Prattler Figur steht auf einem Sockel. Vergleiche zeigen, dass auf dem Stumpf zu ihrer Rechten ursprünglich ein Amor stand, der Liebespfeile verschossende Knabengott und Begleiter der Venus.

Billig beziehungsweise mit einfachsten Mitteln aus Blei gegossene Kultgegenstände gibt es seit urgeschichtlicher Zeit. Bekannt sind etwa die auch in unserer Region vielfach bezeugten Rädchenamulette der Bronze- und Eisenzeit. In der römischen Welt, der die drei vorliegenden Statuetten angehören, sind in Blei abgebildete Gottheiten gang und gäbe. Gelegentlich werden sie in kleinen, in gleicher Weise gegossenen Tempelchen, so genannten *Aediculae*, präsentiert. Mittelalterliche Pilgerabzeichen stehen insofern in derselben Tradition, als auch in diesem Fall in Verbindung mit einem bestimmten Kult eine Kundschaft schnell und günstig mit «Heiligenbildchen» versorgt wurde.

Die Sache mit den Prattler Funden hat leider einen Haken: Es gibt zwar auch aus den westlichen

römischen Provinzen vereinzelte Venusfigürchen, etwa aus dem Gutshof von Dompierre im Kanton Freiburg. Doch diese sind in einem anderen Stil gehalten. Die grosse Masse der Funde stammt aber aus dem Südosten, genauer: den pannonischen Provinzen im Donaubecken. Und exakte

Die keltisch inspirierte
Grande Danseuse von
Neuvy-en-Sullias (Dép.
Loiret), Bronze, Höhe
13,5 cm.

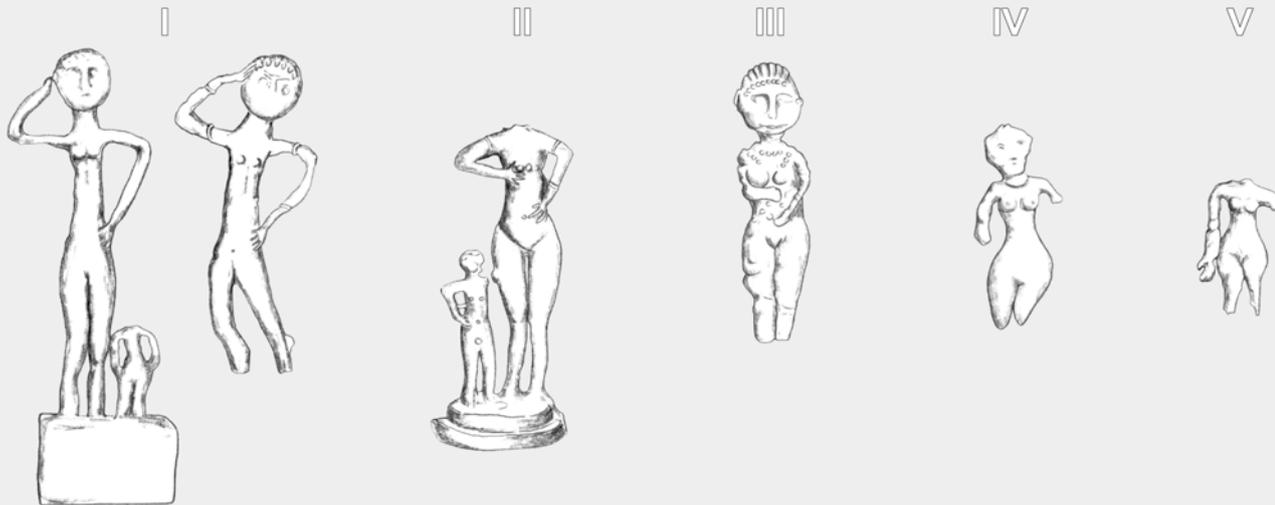


Stefan Pop-Lazić unterteilte die Venusstatuetten der Balkanregion in fünf Typen. Die Prattler Figuren gehören zu Typ I.

Parallelen sind – abgesehen von einem fraglichen Stück angeblich aus der Gegend von Reims – in grösserer Zahl um die antiken Städte *Sirmium* und *Viminacium* bekannt, im heutigen Serbien. Stefan Pop-Lazić, der diese Funde vor einigen Jahren zusammengestellt hat, unterscheidet fünf Varianten.

Sein «Typ I» entspricht bis in die Details den uns vorliegenden Göttinnen.

Was heisst das nun für unsere Funde? Der Aussage des mittlerweile verstorbenen Finders, die damals durchaus glaubwürdig wirkte, steht die Tatsache



gegenüber, dass die Figuren mit hoher Wahrscheinlichkeit aus dem Balkan stammen und im hiesigen Fundstoff völlig fremd wirken. Da seither bekannt geworden ist, dass der Finder auch im Handel mit archäologischen Funden aus illegalen Grabungen im Balkanraum aktiv war, liegt die Vermutung nahe, die Venusstatuetten hätten erst rund 1800 Jahre nach ihrer Entstehung den Weg in die Schweiz gefunden. In der Tat liefert eine kurze Internetrecherche viele gute Vergleiche zu unseren Stücken aus dem Kunsthandel. Bis auf die gelegentliche vage Herkunftsangabe «Donauraum» erfährt man aber kaum etwas über sie.

Das Beispiel zeigt einmal mehr die zerstörerische Kraft der Raubgräberei und des Handels mit auf unbekanntem Wege erstandenen archäologischen Objekten. An sich sehr spannende Funde aus solchen Kanälen bleiben eines wesentlichen Teils ihrer Geschichte für immer beraubt. Da nicht auszuschliessen ist, dass auch die Liebesgöttinnen «aus Pratteln» aus einem solchen Kontext stammen, bleibt dieser Makel nun leider auch an ihnen haften.

Bericht: Reto Marti, mit grossem Dank an Felix Müller, Bern, und Andrew Lawrence, Institut für Archäologische Wissenschaften und Archäologie der Römischen Provinzen, Universität Bern

Stadt und Legionslager Viminacium werden auch das «Pompeji Serbiens» genannt.





Muttenz, Hardwald.
Vorder- und Rückseite
des spätrömischen
Scheibenkebels.

Weit hergeholt: eine spätrömische Phalera aus Muttenz, Hardwald

Zu Beginn des Jahres entdeckte der ehrenamtliche Späher Nicolas Chaperon im Hardwald bei Muttenz ein mysteriöses radförmiges Objekt aus gegossener Bronze. Es hat neun radiale «Speichen», ist mit Öse 10,5 Zentimeter lang und bis auf eine 1,3 Zentimeter hohe «Nabe» in der Mitte flach.

Wozu der Gegenstand ursprünglich diente, war zunächst unklar. Handelt es sich um einen grossen Schmuckanhänger? Ist hier ein Rad dargestellt, oder vielleicht gar ein Sonnenrad? In welche Epoche gehört es?

Die vertiefte Recherche zeigte, dass mit dem ungewöhnlichen Bronzeobjekt das Zierelement eines römischen Pferdegeschirrs vorliegt, lateinisch *Phalera* genannt. Es diente dazu, die Lederriemen in verschiedene Richtungen zu führen. Die Konstruktion – durchlocht und mit nur einer Öse – erlaubt Rückschlüsse auf seine Verwendung respektive die genaue Lage am Zaumzeug. Anders als die genieteten Phaleren war diese nicht auf einem Lederriemen befestigt. Je eine solche Scheibe befand sich vielmehr beidseits am Mundstück,

der Trense des Pferdes, die durch das Loch in der Mitte geführt und von den Phaleren in Position gehalten wurde. Die Öse diente der Befestigung des Backenriemens.

Der Neufund ist demnach ein so genannter Scheibenknebel. Weshalb dies nicht gleich erkannt

Die Lage des Scheibenknebels am Zaumzeug (Sarah Schäfer).



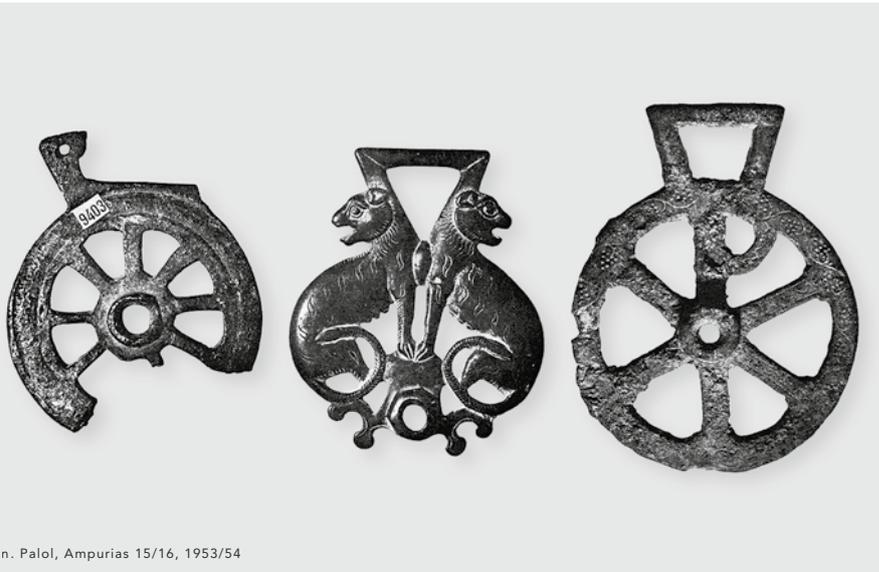
Die drei Grundtypen
der iberischen Phalaren.

wurde, liegt an der Verbreitung des Typs: Vergleiche dazu gibt es zahlreiche in Spanien und Portugal des 4. und 5. Jahrhunderts. Sie wurden dort in lokaler Produktion gefertigt. Unterteilt werden sie grob in geometrische und figürliche Varianten vor allem mit Tiermotiven sowie in solche mit frühchristlicher Symbolik wie dem Christusmono-

gramm Chi-Rho. Beim vorliegenden Exemplar aus dem Hardwald handelt es sich offensichtlich um einen geometrischen Typ.

Pferdezucht war in der Antike ein wichtiger Wirtschaftszweig auf der iberischen Halbinsel, und die Pferde von dort wurden im römischen Reich besonders geschätzt. Seit dem 1. Jahrhundert vor Christus berichten Autoren wie Varro, Columella oder Plinius von Legenden, wonach die Stuten auf dem Berg Tagrus bei *Olisipo*, dem heutigen Lissabon, hin und wieder vom Wind geschwängert würden. Die daraus resultierenden Fohlen waren besonders schnell, jedoch auch nur sehr kurzlebig – ganz wie ihr «Vater».

In spätrömischer Zeit dürfte der Hardwald stark von Soldaten frequentiert gewesen sein, zumal sich nur knapp ein Kilometer von der Fundstelle entfernt ein Wachturm befand. Um 260 nach Christus wurde die befestigte Reichsgrenze vom so genannten Obergermanisch-Raetischen Limes nördlich und östlich von Neckar und oberer Donau an den Rhein zurückverlegt. Um den



Hochrhein zu sichern, wurden in den folgenden Jahrzehnten entlang des Flusslaufs sukzessive rund fünfzig Wachtürme errichtet. Diese standen so nahe beieinander, dass Sichtkontakt gewährleistet blieb. Mindestens zwei dieser Wachtürme befinden sich auf dem Gebiet des heutigen Kantons Baselland: einer in Birsfelden, Sternfeld, einer im Muttenzer Hardwald (vgl. Jahresbericht 2012, S. 196 ff.). Das Baujahr dieses Turmes ist nicht gesichert. Vermutlich wurde er in der Zeit um 374 nach Christus erbaut, als Kaiser Valentinian mit seinen Truppen in *Basilia* weilte. Das Fundament des Turms kann man noch vor Ort besichtigen.

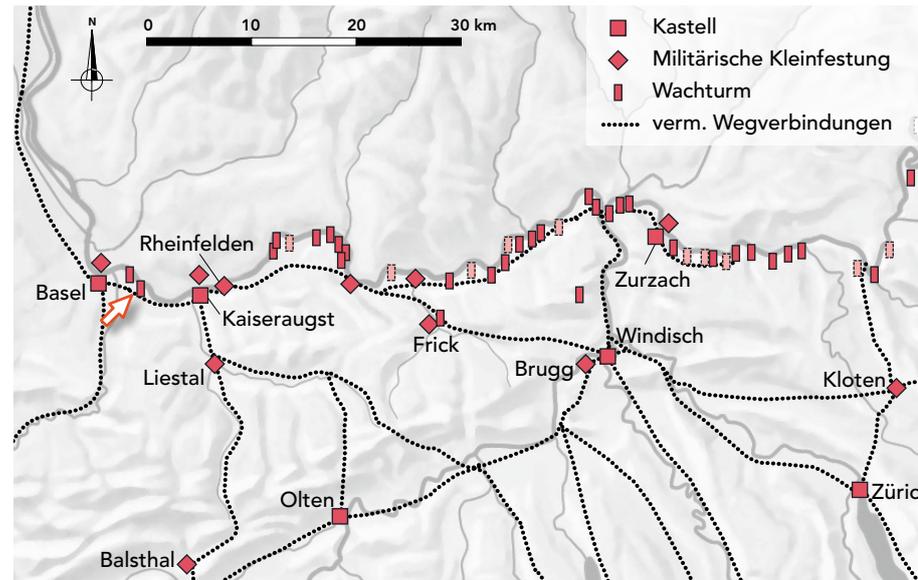
Doch der Einsatz am Wachturm war nur von kurzer Dauer. Bereits im Winter 401/402 n. Chr. wurden, so berichten zeitgenössische Quellen, Truppen entlang des Rheins abgezogen, um die nach Italien vorgedrongenen Westgoten zu bekämpfen. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts musste Rom die Gebiete nördlich der Alpen ganz aufgeben.

Wie der Scheibenknebel in unsere Region gelangte, ist unklar. Denkbar ist, dass sie ein hier

stationierter römischer Soldat iberischer Herkunft mitbrachte. Vielleicht kam aber auch das Pferd mitsamt Zaumzeug hierher, oder aber das Zaumzeug wurde einzeln importiert.

Bericht: Laura Caspers

Die Befestigungen des spätrömischen Hochrhein-Limes. Der Wachturm im Hardwald bei Muttenz ist mit einem Pfeil markiert.



Bubendorf, Weid: ein Topf voller Münzen

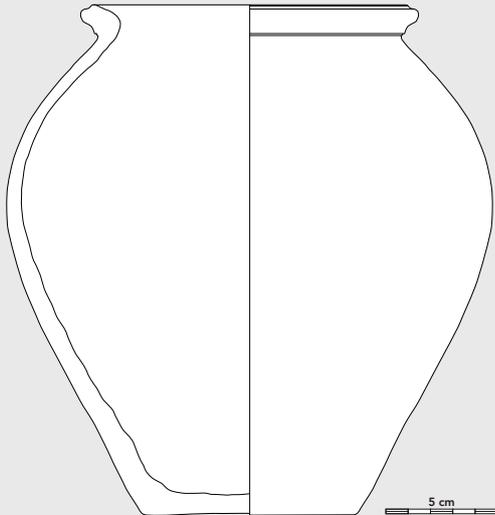
Der zeichnerisch vollständig rekonstruierbare Topf aus «rauwandiger Drehscheibenware».

Der Späher Daniel Lüdin meldete am 6. September 2021, dass er an einem Waldrand nahe Bubendorf einige Münzen und Scherben gefunden habe. Ausserdem empfangen er mit seinem Detektor ein extrem starkes Signal, was auf einen grösseren Metallfundkomplex schliessen liess. Ein erster Blick

auf das mitgeschickte Bild zeigte, dass es sich um römische Münzen des früheren 4. Jahrhunderts nach Christus handelte. Ein mitgefundenes Randstück des Gefässes passte chronologisch dazu.

Die Grabungsequipe übernahm noch in derselben Woche die weitere Untersuchung. Bald zeigte sich, dass zwar der obere Teil des Topfes zerbrochen war, der ganze Rest aber noch intakt im Boden steckte. Über 300 Münzen aus dem zerdrückten Bereich des Topfs wurden direkt geborgen. Da das Ensemble nur ein paar Zentimeter unter der Oberfläche lag, ist anzunehmen, dass diese Streuung auf die Begehung und Bewirtschaftung des Geländes im Laufe der Jahrhunderte zurückzuführen ist. Der kompakte untere Teil wurde als Block geborgen. Reste einer Abdeckung waren nicht feststellbar (s. Seite 40 f).

Der Topf, in dem die Münzen vergraben wurden, entspricht einem in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts geläufigen Typ. Russspuren im



Bodenbereich zufolge war er vor seinem Einsatz als «Sparhafen» als simpler Kochtopf in Gebrauch. Gemäss der jüngst von Caty Schucany und Tamara Mattmann erarbeiteten Systematik ist der auf der Fusstöpferscheibe hergestellte Topf mit Wulstrand, der zuoberst eine flüchtig eingedrehte Rille aufweist, dem Typ «ARC-7:70-T60» zuzuordnen. Der reduzierend grau gebrannte Ton ist mit einer groben Magerung versetzt, die an der Oberfläche leicht hervortritt – die Frühform einer «rauwandige Drehscheibenware» genannten Keramik, die für die nächsten rund 300 Jahre, also bis ins Frühmittelalter, das Kochgeschirr dominierte.

Um die Fundlage jedes einzelnen Geldstücks exakt zu dokumentieren, wurde entschieden, vor der weiteren Bearbeitung in der EMPA ein Computertomogramm herstellen zu lassen (s. Seite 128). Dieses zeigt deutlich, dass die Münzen in zwei Teilen im Topf lagen, getrennt durch einen Zwischenraum. Beide Teile bestehen aus losen Prägungen mit einigen «Schüttel-Rollen» – eigentliche Stapel

von nebeneinander liegenden Münzen, wie sie beim Transport des Behälters auf natürliche Weise entstehen. Ein oberer, innerer Teil scheint sich an eine organische halbrunde Form anzuschmiegen. In der Folge wurden die Münzen nach «innen» und «ausen» getrennt geborgen und die Lage jedes

Bronzemünzen des Constantinus I., geprägt in Treveri (Trier) 321 n. Chr. (oben) und in Lugdunum (Lyon) 322–323 n. Chr. (unten).



**Bronzemünzen des
Constantinus I., Con-
stantinopolis (Istanbul)
327–328 n. Chr. (oben),
und für seine Mutter
Helena, Treveri (Trier)
327–328 n. Chr. (unten)**

einzelnen Stücks exakt festgehalten. Die mit der heiklen Aufgabe betraute Restauratorin Nicole Gebhard stellte bald fest, dass der trennende Zwischenraum, der sich in der Tomografie abgezeichnet hatte, aus einem Stück zugeschnittenen Leders bestand, das sich ausserordentlich gut erhalten hatte (S. 126 ff.).

Eine erste Durchsicht gleich nach der Entnahme, noch vor der Restaurierung, zeigt, dass sämtliche 1290 Münzen in der Regierungszeit Kaiser Constantins des Grossen (306–337 n. Chr.) geprägt wurden. Die exakte Bestimmung aller Prägungen steht noch aus, doch lässt sich bereits jetzt festhalten, dass die jüngsten Exemplare aus den Jahren 332–335 stammen. Insgesamt vermittelt der Fund einen Querschnitt des Kleingeldes, das in unserer Gegend in jenen Jahren zirkulierte. Das Spektrum ergibt den Eindruck einer dynamischen und schnellen Münzzirkulation; bisher konnten wir kein Exemplar finden, das zum wahrscheinlichen Verbergungszeitpunkt älter als etwa 15 Jahre war.

Die Münzen bestehen aus einer Kupferlegierung mit einem ganz geringen Silberanteil; es handelt sich also um Kleingeld mit bescheidener Kaufkraft. Der Wert der Summe dürfte etwa einem Goldsolidus mit einem Gewicht von 4,5 Gramm entsprechen haben. Die grosse Menge an Kleingeld zeigt allerdings, dass die Münzen einer Person (oder zweien?) gehörten, die direkten Zugang



16.117.50



16.117.44



zu intensiver Geldwirtschaft hatte. Ob der Inhalt des Gefässes durch eine oder wenige einzelne Zahlungen zustande kam, oder ob es sich um die Erträge vieler Kleingeschäfte handelt, wissen wir nicht. Angesichts der homogenen Zusammensetzung steht jedoch fest, dass die Münzen in kurzer Zeit zusammengetragen worden sind.

Der Fund von Bubendorf ist auch insofern von grosser Bedeutung, als bisher im ganzen römischen Reich kaum vergleichbare exakt gleichzeitige Horte bekannt sind. Dies ist ein Hinweis darauf, dass diese Münzen nicht zu einem der bereits bekannten «Schatzfundhorizonte» gehören, und ihre Verbergung deshalb nicht mit konkreten historischen oder ökonomischen Ereignissen verbunden werden kann. Vielmehr wurde der Hort aus uns unbekanntem individuellen Gründen vergraben und nicht wieder gehoben.

Vor der weiteren Bearbeitung des Fundes müssen die Münzen gereinigt werden. Diese Arbeiten haben bereits begonnen. Die wissenschaftliche Auswertung

wird unsere Kenntnis über die Entwicklung des spätrömischen Geldumlaufs zweifellos erweitern.

Bericht: Rahel C. Ackermann, Markus Peter, Inventar der Fundmünzen der Schweiz (IFS) und Reto Marti

Bronzemünzen des Constantinus I. für Urbs Roma, Lugdunum (Lyon) 330–331 n. Chr. (oben) und Treveri (Trier) 330–331 n. Chr. (unten).



Roggenburg, Baumgarten. Der Entdecker Thomas Frei beim Absuchen der Fundstelle des Münzhorts. Der Felsblock diente seinerzeit vermutlich als Markierung des Verstecks.



Roggenburg, Baumgarten: ein Münzhort, entdeckt zum zweiten Mal

Im Rahmen einer systematischen Prospektion im Umfeld des so genannten «Klösterlis» bei Roggenburg stiess der ehrenamtliche Späher Thomas Frei (s. Seite 22 ff.) auf einige mittelalterliche Münzen. Die genauere Untersuchung der Fundstelle ergab, dass die Geldstücke zusammen mit einigen Keramikscherben über eine Fläche von gut zwei Quadratmetern streuten. Die grösste Fundkonzentration lag etwa 60 Zentimeter südwestlich eines markanten Kalksteinbrockens, der aus dem Waldboden ragt und seinerzeit vermutlich als Referenz für den Vergrabungsort gedient hatte. Die Keramikstücke dürften dabei zum Behältnis, einem Topf mit Deckel, gehört haben.

Nur 14 Münzen wurden gefunden; teilweise sind die einseitig geprägten, dünnen Silberpfennige ausgebrochen. Sechs Münzen mit Bischofsköpfen stammen aus Basel, je zwei von Johann I. von Chalon (1327–1335), Johann II. Senn von Münsingen (1335–1365) und Jean III. de Vienne (1366–1382). Fünf weitere mit «Zipfelmützen» sind Prägungen der Herren von Krenkingen aus ihrer Münzstätte in Tiengen, die in die zweite Hälfte

des 14. Jahrhunderts datieren. Die beiden Münzen aus der Grafschaft Zofingen mit einem Helm beziehungsweise einer Krone mit so genanntem Pfauenstoss werden Leopold III. von Österreich (1365–1386) respektive Albrecht von Österreich (1386–1395) zugewiesen. Die Münze mit einem Schwanenhals mit Ring im Schnabel als Helmzier

Die archäologische Untersuchung der Fundstelle ergab keine genaueren Hinweise auf den ursprünglichen Vergrabungsort.



Die 14 erhaltenen
Münzen des Hortes
von Roggenburg,
Baumgarten.

aus der Grafschaft Laufenburg datiert in die Zeit nach 1373/1377.

Die Kombination dieser Münzprägungen kennen wir aus weiteren Schatzfunden und Börsen. Der am nächsten gelegene Vergleich stammt aus Rickenbach und wurde bereits 1856 entdeckt. Er

bestand aus 381 Münzen, die aber bis auf wenige Stücke verschollen sind. Alle Typen des Roggenburger Ensembles waren auch im Rickenbacher Hort vorhanden.

Verborgen wurden die Geldstücke wohl gegen Ende des 14. Jahrhunderts, jedenfalls nach 1386. Die Zusammensetzung der Münzen und die starke Fragmentierung des Keramikgefässes lassen vermuten, dass dies einst ein wesentlich grösserer Hort war, auf den aber schon lange vor unserem Späher eine andere Person gestossen war.

Vom Keramiktopf, der in mehrheitlich kleinen Scherben verstreut lag, sind nicht einmal zehn Prozent überliefert. Dies lässt erahnen, wie gross der «Schwund», verursacht durch eine frühere Auffindung, bei den viel wertvolleren Silberobjekten gewesen sein dürfte. Womöglich wurde der Topf bei der ersten Entdeckung sogar absichtlich zer schlagen, um an die vielleicht durch Erdreich und Korrosion verbackenen Münzen zu gelangen. Nur der Deckel hat mehr oder weniger unbeschadet überlebt.



Das etwa 16 Zentimeter hohe, dünnwandige Gefäß mit leicht unterschrittenem Leistenrand und flauen Schulterrippen gehört zur Kategorie der grauen Drehscheibenware. Die Bodenunterseite ist geglättet und zeigt nur noch schwache Spuren des Drahts, mit dem das Gefäß von der noch rotierenden Unterlage gelöst wurde. Auch der Deckel, der perfekt in die Topfmündung passt, ist scheibengedreht. Die Unterseite erhielt durch die Überarbeitung der Kanten einen so genannten Quellrand, der Wulsthenkel ist aufgesetzt.

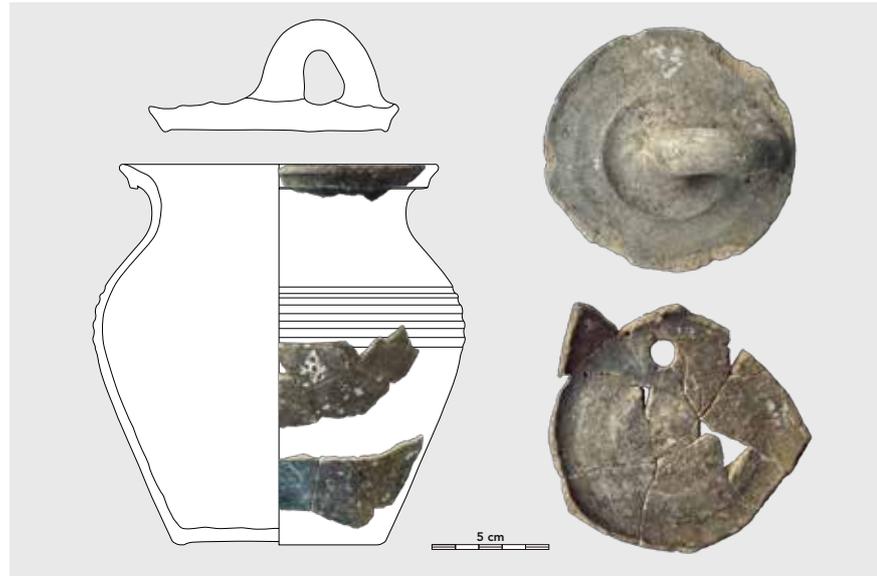
Die Formgebung insbesondere des ausladenden Leistenrandes deutet darauf hin, dass der Topf einige Jahrzehnte älter ist als die jüngsten Münzen. Er dürfte noch vor der Mitte des 14. Jahrhunderts hergestellt worden sein, wie ein Vergleich mit den etwas jüngeren Formen aus der Zeit des Erdbebens von Basel 1356 zeigt, die in der Region bestens bekannt sind.

Bemerkenswert ist eine gut zentimetergroße Öffnung im Boden des Gefäßes, das den Spuren zufolge von innen herausgebohrt wurde: Man er-

kennt neben dem Loch zwei weitere Ansätze sowie Ausrutscher der feinen Spitze des Drillbohrers. Auf der Bodenunterseite ist das Bohrloch leicht ausgesplittert.

Für einen Einsatz des Topfes kopfüber quasi als Sparhafen oder Opferstock ist die im Durchmesser

Vom vollständig rekonstruierbaren Münztopf sind nebst zugehörigem Deckel nur Reste erhalten. Im Boden war ein Loch eingebohrt.



Münzen der Herren von Krenkingen aus dem 1856 entdeckten Hort von Rickenbach, die heute im Schweizerischen Nationalmuseum liegen. M 1 : 1.

nur zentimetergrosse Bohrung zu klein. Denkbar sind aber auch ganz andere Ursachen für dieses seltsame Detail. Im kirchlichen Kontext werden zum Beispiel Töpfe mit gelochtem Boden erwähnt, die in einem *Sacrarium* Verwendung fanden: Vorrichtungen in der Wand oder im Boden, die verhindern sollten, dass nicht mehr verwen-

detes Wasser aus dem religiösen Bereich, etwa Weih- oder Taufwasser, mit Füßen getreten wird: man liess es an Ort und Stelle in der geweihten Erde versickern.

Ein im Boden eingelassener Topf mit Loch ist dafür ideal – und liefert vielleicht auch die Erklärung, weshalb das Loch umständlich von innen nach aussen gebohrt wurde. Die sakrale Verwendung könnte auch der Grund dafür sein, dass das kleine, dünnwandige Gefäss mitsamt Deckel über ein halbes Jahrhundert, bis zur Vergrabung des Hortes, offenbar unbeschadet überdauert hat. Offen wäre indes, wie der zierliche Topf danach heil wieder aus dem Boden kam und weshalb ausgerechnet dieses Gefäss anschliessend zum Münzverhältnis auserkoren wurde.

Die Fundstelle befindet sich keine 200 Meter südöstlich des Kleinlützler «Klösterlis», ursprünglich vermutlich ein Frauenkonvent, von dem man aber nicht einmal die Ordenszugehörigkeit kennt. Es lag an der Strasse, die Laufen und das Birstal mit Porrentruy in der Ajoie verbindet.



Das seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts aktenkundige Kloster dürfte um 1180 nach Christus errichtet worden sein. Ausgrabungen am Ort der heutigen St. Josephs-Kapelle haben gezeigt, dass dieser Bau aus dem späten 16. Jahrhundert auf den Fundamenten zweier Vorgängerkirchen steht: dem Gründungsbau der Zeit um 1180 und einer gotischen Saalkirche aus der Zeit um 1300.

Die Gemeinschaft war offenbar wiederholt von finanziellen Nöten geplagt, weshalb sie 1253 dem Kloster Beinwil und 1264, zum Männerkonvent umgewandelt, dem Augustiner-Chorherrenstift St. Leonhard in Basel unterstellt wurde. 1486 folgte die Rückwandlung in ein Frauenkloster, 1505 der Zusammenschluss mit dem Zisterzienserkloster Lützel. Im Schwabenkrieg 1499 möglicherweise in Mitleidenschaft gezogen, in der Reformation 1525 zerstört, wurde die Anlage immer wieder instand gestellt und erst im 18. Jahrhundert aufgegeben.

Der kurze Abriss über die Geschichte des «Klösterlis» zeigt, dass in der fraglichen Zeit um 1390/1400 kein besonderes Ereignis überliefert ist, welches

das Verstecken eines Münzhorts erklären würde. Die Umstände seiner Vergrabung bleiben vorderhand deshalb genauso im Dunkeln wie die erste Etappe seiner Wiederentdeckung.

Bericht: Rahel C. Ackermann, Inventar der Fundmünzen der Schweiz (IFS) und Reto Marti

Die Kapelle St. Joseph und ein ehemaliges Ökonomiegebäude sind heute die letzten Zeugnisse des «Klösterlis».





20 Münzen und ein
Geweberest = eine
Börse vom Ende des
18. Jahrhunderts!

Langenbruck, Lochmatt – des einen Pech, Glück für uns!

Der ehrenamtliche Mitarbeiter Thomas Frei (s. Seite 22 ff.) entdeckte im Herbst 2020 bei einer Metallsondenprospektion im Gebiet Lochmatt in Langenbruck unter anderem ein kleines Ensemble von 20 Billon-Münzen aus dem 18. Jahrhundert: acht Batzen und zwölf Halbbatzen der Städte Basel, Bern und Solothurn der Jahre 1718 bis 1787. Es fehlen Prägungen des 19. Jahrhunderts, das Ensemble kam also wohl spätestens um 1800 in den Boden.

Kleinmünzen sind nicht dabei. Es handelt sich um eine Selektion grösserer Scheidemünzen, die offenbar getrennt von den kleineren Kreuzern, Vierern, Rappen und dergleichen verwahrt wurden, wie wir sie von vielen weiteren Fundstellen kennen. Ein beiliegender Geweberest lässt vermuten, dass es sich um den Inhalt eines Geldbeutels handelt, der hier verlorengegangen ist.

Darüber dürfte sich die Besitzerin oder der Besitzer geärgert haben. Aber wie so oft gilt: des einen Pech, des andern Glück! Eine Börse ist eine ‹Zeitkapsel›, ihre Zusammensetzung wirft ein

Schlaglicht auf wirtschaftliche oder private Netzwerke einer bestimmten Zeit. In diesem Fall erlaubt uns der Verlust einen Blick in Wirtschaftsräume und Handelsbeziehungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Denn in der Endphase der alten Eidgenossenschaft lag das Münzrecht zwar bei den

Andreas Wahl und Zivi Sven Uhlmann bei der Nachprospektion der Fundstelle.



Der Fundort der Münzen liegt in einem Waldstück unmittelbar an der Grenze zu Solothurn.

Kantonen. Aber gemeinsame Absprachen und einheitliche Vorgaben zu Grösse, Gewicht und Silbergehalt ermöglichten es, dass die Münzen auch über das eigene Gebiet hinaus problemlos und ohne kompliziertes Umrechnen zirkulieren konnten.

Mit 14 Exemplaren stammt ein Grossteil der Münzen aus Bern, einer der Stände mit umfangreicher Münzproduktion. Es handelt sich um fünf Batzen der Jahre 1754, 1765, 1766, 1775, 1776 sowie um neun Halbbatzen von 1718, 1754, 1770, 1776, 1777 (2), 1778 (2) und 1785. Die je zwei Basler Batzen von 1765 (Typ 1763–1765) und Halbbatzen von 1762 und 1765 sind am stärksten abgegriffen. Aus Solothurn kommen ein 1760 geprägter Batzen und die Schlussmünze, ein Halbbatzen von 1787.

Der Gesamtwert der kleinen Börse beträgt 14 Batzen. Ein Arlesheimer Domherr erhielt in den 1780er Jahren pro Tag 8 1/2 Batzen und 1 Rappen, wenn er alle Gottesdienste besuchte, und musste für etwa 13,5 Liter Weizen oder Wein zwölf Batzen bezahlen. Und gemäss der Berner Postverordnung von 1793 kostete ein Brief von Bern nach Basel einen Batzen.

Das Umfeld des Fundorts wurde im Frühling 2021 von Mitarbeitenden der Archäologie Baselland mit einem Metalldetektor grossflächig abgesucht. Zahlreiche Funde von Huf- und Schuhnägel



sowie (Kleider-)Accessoires und wenige weitere Münzen legen nahe, dass hier in der Neuzeit ein Weg verlief. Dieser diente vielleicht als Ausweichroute zur weiter westlich am Talhang gelegenen Passstrasse über den Oberen Hauenstein. Eindeutig mittelalterliche oder noch ältere Objekte fehlen bislang.

Als weiterer besonderer Fund ist der Bleideckel einer Theriakapsel zu erwähnen. «Theriak» ist ein Allheilmittel, vor allem gegen Vergiftungen. Unter anderem wurde es von römischen Kaisern und anderen Mächtigen vorsorglich gegen Giftanschläge eingenommen. Die genauen Zutaten sind geheim, erwähnt werden Opium und Vipernfleisch als Hauptbestandteile. Gemäss Umschrift THERIACHA F AL PARADISO IN VEN und Emblem – ein Blick ins Paradies – stammt unsere Kapsel aus der Apotheke «Al Paradiso» in Venedig und wurde im Zeitraum vom 17. bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts hergestellt. Oben schwebt die Taube des Heiligen Geistes zwischen Gott Vater und Christus, links und rechts knien anbetende Figuren. Unten erkennt man vier nimbierte Engel

oder Heilige. Hoffen wir, dass zumindest die Besitzerin oder der Besitzer dieser Medizin das Glück hatte, von den Leiden erlöst zu werden.

Bericht: Andreas Fischer und Rahel C. Ackermann, Inventar der Fundmünzen der Schweiz (IFS)

Deckel einer
Theriak-Kapsel aus
der venezianischen
Apotheke «Al Paradi-
so», 17. bis Mitte 18.
Jahrhundert. M 2:1.





Konservierungslabor

Das Jahr 2021 hat erneut viele Corona-Einschränkungen mit sich gebracht. Dennoch konnten im Konservierungslabor zahlreiche Projekte umgesetzt werden. Sogar einige Führungen, zum Beispiel mit den Büros der Parlamente von Stadt und Landschaft Basel sowie dem Personalamt, konnten stattfinden.

Vielleicht dank der eingeschränkten Freizeitmöglichkeiten hatten unsere Späher viel Zeit zu sondieren, was uns zahlreiche Münzfunde und sogar einige Münzhorte bescherte. Diese gilt es nun Stück für Stück sorgfältig unter dem Mikroskop zu reinigen. Für die Analyse der seltenen organischen Reste aus dem frühmittelalterlichen Gräberfeld in Reinach wurde die externe Expertin Antoinette Rast-Eicher engagiert. Die Restauratorinnen assistieren bei der Freilegung und dem Handling der Objekte. Auf die Erkenntnisse zu Textilien, Holz, Fell- und Lederresten darf man gespannt sein.

Desweiteren wurde unser Faustkeil von Pratteln, mit über 300 000 Jahren bislang unser ältestes datierbares Objekt, «vervielfacht». Mit Hilfe einer Silikonform wurden mehrere neue Kopien «zum Anfassen» hergestellt, damit jeder einmal das Gefühl vermittelt bekommen kann, wie sich so ein Werkzeug in der Hand anfühlt.

Insgesamt wurden in diesem Jahr 918 Objekte restauriert und 74 Röntgenbilder angefertigt. Dank eines Strahlenschutzkurses ist nun auch die neue Restauratorin Anna Schuh berechtigt zu röntgen. Tatkräftige Unterstützung erhielten wir durch die Zivis Linus Wirz und Gino Scacchi. Auch ein Praktikum konnte vergeben werden: Karl Gölkel, der an der Hochschule der Künste Bern Restaurierung studiert, erhielt vor allem Einblick in die archäologische Keramikrestaurierung.

Silvia Kalabis

Laboralltag in Zeiten der Pandemie. Nicole Gebhard und Anna Schuh präparieren Erdblöcke aus dem Gräberfeld von Reinach, Baselstrasse für die Untersuchung der organischen Reste.

Vorzustand des Münztopfs, festgehalten in einer Fotografie unmittelbar nach Eingang im Labor. Der obere Teil des Topfes fehlt, es sind daher Bruchkanten sichtbar. Einzelne Münzen liegen lose.



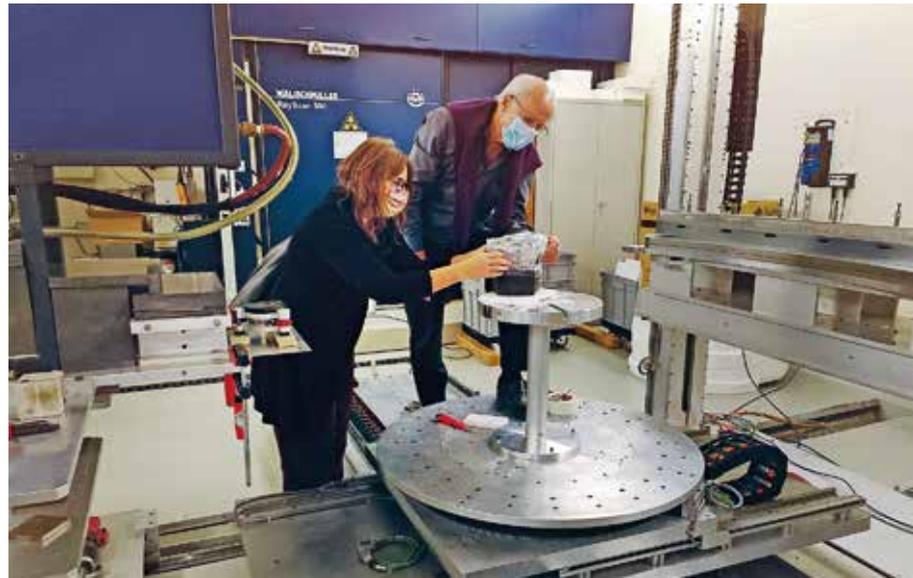
Der Münzhort von Bubendorf – konservatorisch gesehen

Wie so oft kommen die sensationellen Funde aufs Jahresende hin: diesmal in Form eines spätrömischen Münzschatzes in einem Keramikgefäss (S. 40 ff. und 110 ff.). Nach der Ausgrabung in Bubendorf gelangte die Blockbergung mit der unteren Hälfte des Topfes ins Labor.

Sogleich wurden konservatorische Massnahmen eingeleitet: Eine kühle Lagerung und regelmässige Befeuchtung stoppten das Austrocknen. Dabei waren mehrere Aspekte zu beachten: Das grosse Gewicht und die Menge der Münzen, die oben sichtbar auflagen, machten deutlich, dass der Hort sehr umfangreich sein dürfte. Einerseits kann Metall, nun nicht mehr im Boden unter Sauerstoffabschluss, sondern feucht und mit Raumluft in Kontakt, zu einer beschleunigten Korrosion führen. Andererseits ist die Feuchtigkeit der Erde aber wichtig, um die Münzen besser aus dem noch weichen Milieu bergen zu können. Es galt also, Vor- und Nachteile abzuwägen und – vor allem – zügig vorzugehen.

Vor jeglichem Eingriff sollte jedoch ein Röntgenbild oder gar eine Computertomographie (CT) mehr Aufschluss zum Inhalt geben. Der grosse Vorteil der CT ist, dass diese Röntgenmethode ein dreidimensionales Bild liefert. In Schichten von einem halben Millimeter durchdringen die Strahlen

Nicole Gebhard und Alexander Flisch beim Positionieren des Topfes in der EMPA.

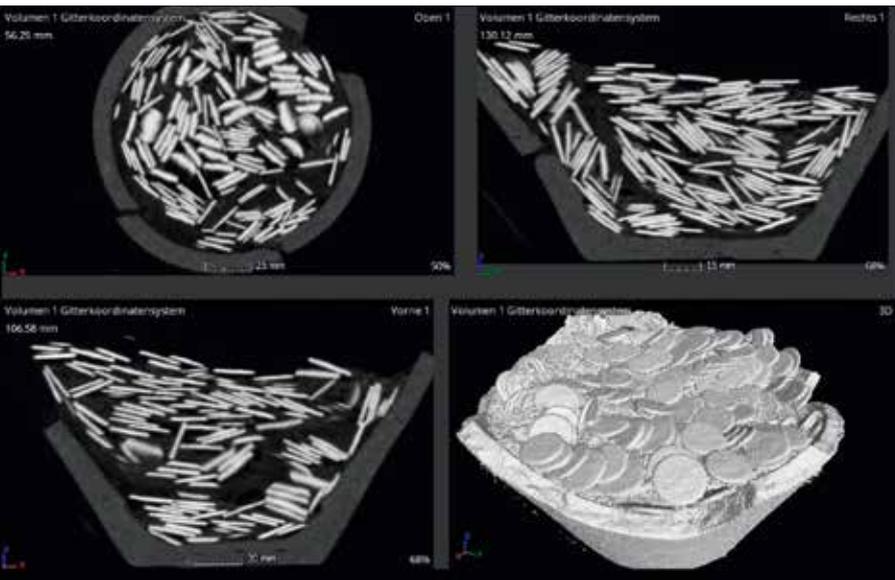


Der CT-Scan erlaubt im Bildgebungsprogramm verschiedene Ansichten und Schnitte durch den Münztopf.

das Innere des Blocks und liefern jedes Mal ein Bild in der Fläche. All diese Aufnahmen werden dann von einer Software zusammengerechnet, so dass man sich am Bildschirm durch das Objekt «hindurchscrollen» kann, und zwar nicht nur zwei-, sondern eben auch dreidimensional.

Die grosse Anzahl der Münzen und ihre Dichte verlangten aber nach einem speziell starken Gerät. Schliesslich wurden wir in der Eidgenössischen Materialprüfungsanstalt (EMPA) in Dübendorf fündig, wo uns mit Dr. Alexander Flisch ein auch in archäologischen Belangen erfahrener Spezialist zur Verfügung stand. Die Ergebnisse zeigten, dass sich der Zusatzaufwand mehr als gelohnt hat: Noch bevor die erste Münze geborgen wurde, war anhand der Bilder klar, dass der Hort in zwei Portionen in den Topf gefüllt worden war. Wir beschlossen daher, die Münzen getrennt nach diesen Bereichen zu entnehmen. Unklar war hingegen noch, woraus die sich abzeichnende Trennschicht bestand.

Nachdem die CT mit diesem interessanten Befund vorlag, konnte eine Minigrabung im Topf beginnen. Auf der obersten Schicht waren dunkle Verfärbungen mit einer unklaren Struktur sichtbar geworden. Gibt es einen Zusammenhang mit dem CT-Befund? Die von Antoinette Rast-Eicher geborgenen Proben werden dies klären.



Zusammen mit Rahel C. Ackermann begann schliesslich die Bergung der Münzen, Schicht für Schicht. Jedes Exemplar wurde mit einer Nummer auf dem vorher angefertigten Foto gekennzeichnet, anschliessend mit Holzstäbchen und gummierter Pinzette sorgfältig gelöst und entnommen. Jede neue Schicht wurde zuerst von Erde befreit, um ein klares Bild für die nächste Aufnahme zu haben. Mitsamt anhaftender Erde kamen die Münzen in dafür vorgesehene Boxen, wo sie zum Trocknen offen gelagert wurden.

Nach dem vierten Abtrag war klar, was die Münzen trennte: eine Lederschicht! Die Tierhaut gab den weiteren Ablauf vor, denn das Feuchthalten ist für organisches Material überlebenswichtig. Mit jeder entnommenen Münze wurde die Form der Trennschicht deutlicher. Interessant ist, dass wir hier ein Stück – vermutlich Rindsleder – mit zugeschnittenen Kanten vor uns haben, also keinen Geldbeutel. Auch die Dicke von zirka fünf Millimetern ist beeindruckend. Eine etwas kompliziertere Situation ergab sich für die Münzen unter dem Leder. Um an diese zu gelangen, ent-

schieden wir uns, die Tierhaut zu entfernen – auch hier nach sorgfältigem Abwägen der Vor- und Nachteile.

Das Leder konnte sich nur in einem sauerstoffarmen Milieu, wie es in diesem Topf gegeben war,

Fotografisch dokumentierte Abtragsschicht mit Nummerierung der geborgenen Münzen. Unklare Materialien wurden beprobt.



Die freigelegte Lederseite (Fleischseite) mit Stellen von hellgrüner Korrosion, die das Leder durchdrang.

so gut erhalten. Auch das Kupfer und Silber der Münzlegierung hatten eine antimikrobielle Wirkung, so dass kaum ein Abbau stattfand. Antikes Leder, das im Boden eingelagert war, weist oftmals eine Entgerbung auf: Kollagenstrukturen brechen auf, und es lagert sich dabei mehr Wasser

in den Zwischenräumen an. Ausserdem haben sich feine Wurzelsysteme einer Pflanze zwischen den Hautschichten ausgebreitet.

Eine erste konservatorische Massnahme zur Rettung des Leders noch vor seiner Entnahme war die Stabilisierung der Oberfläche. Es wurde überlegt, ob eine Doublierung mit einem geeigneten Gewebe helfen könnte, das Stück als Ganzes zu erhalten. Bei Versuchen an Vergleichsmaterialien zeigte sich, dass auf der feuchten Oberfläche eine Lasur mit Paraloid B 72 20%, gelöst in Aceton, die gleiche Wirkung zeigt wie eine Doublierung. Durch die Feuchtigkeit hat das Paraloid emulgiert und eine weisse, weiche Schicht gebildet, die einerseits deckend zusammenhält, aber auch gut abziehbar ist. Festigung und Doublierung fanden demnach in einem statt. Anschliessend wurde eine Hostaphonfolie aufgelegt und eine Stützform aus einer in heissem Wasser erweichten Modellierwachsplatte passgenau angelegt. So liess sich das Ensemble kippen, dank einer losen Scherbe seitlich



öffnen und auf die unter dem Leder befindlichen Münzen zugreifen. Da das Leder an einigen Stellen durch den Druck der Münzen stark abgebaut war und an einem anderen Ort eine Fehlstelle aufwies, wurden diese Bereiche mit Japanpapier und Acrylharz (498 HV 10% in Wasser gelöst) gefestigt.

Durch die Stützform gesichert, liess sich das Lederstück immer weiter nach hinten wegkippen. Mit Zellstofftüchern gepolstert, konnte schliesslich seine Rückseite begutachtet werden. Es zeigt eine schöne Hautseite mit Narbenstruktur.

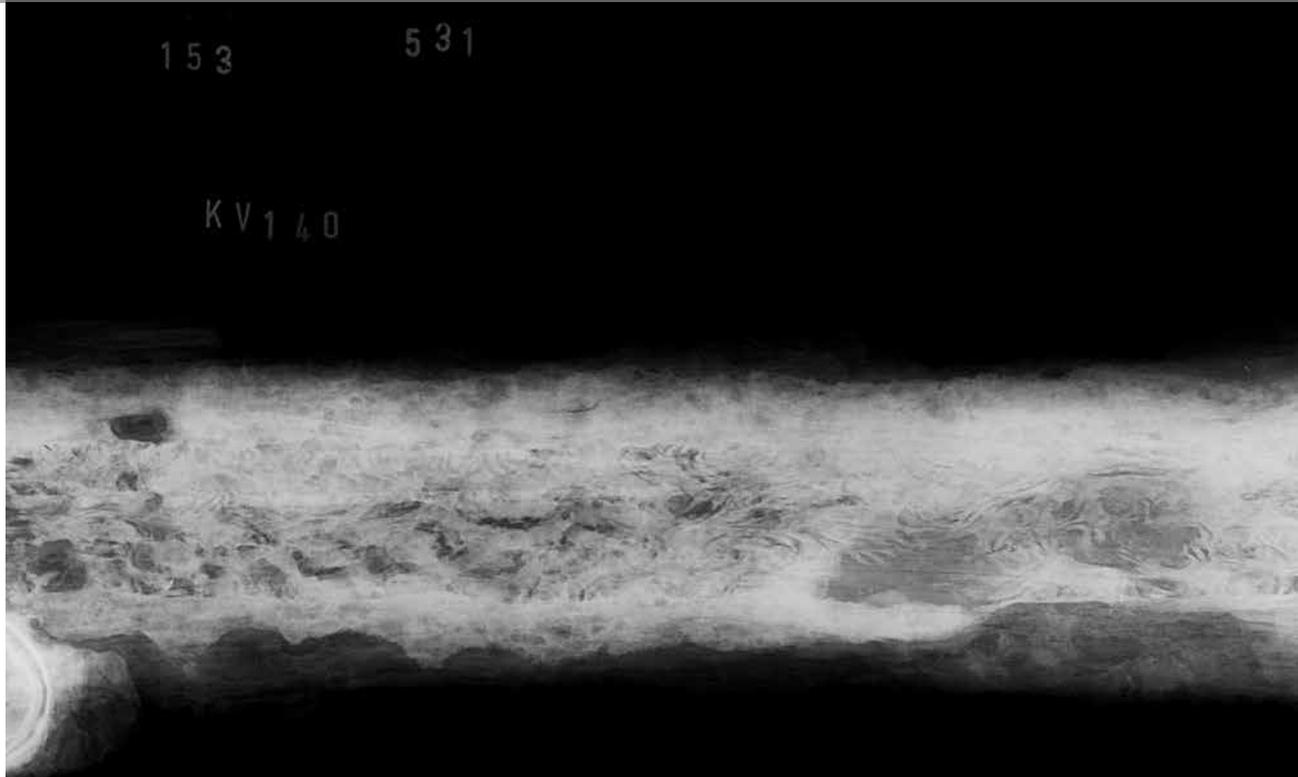
Die freigelegte Hautseite liegt mittlerweile gut gepolstert und gestützt in einer Klimabox und wird regelmässig mit dem Acrylharz (mit einem Schuss Ethanol) gefestigt. Der Umstand, dass im Winter im Konservierungslabor eine Raumfeuchte von 24 Prozent herrscht, bedingt grosse Aufmerksamkeit bei der Pflege. Schon ein paar Minuten reichen, um eine zu schnelle Trocknung in Gang zu setzen, die zu Rissen führen könnte. Die Behandlung wird sich bis ins Jahr 2022 hineinziehen.

Bericht: Nicole Gebhard und Andreas Fischer, mit Dank an Rahel C. Ackermann und Markus Peter, Inventar der Fundmünzen der Schweiz (IFS), und Antoinette Rast-Eicher, ArcheoTex

Das dem Topf entnommene, noch feuchte Leder liegt mit der Hautseite oben, aber noch ungereinigt da.



Reinach, Baselstrasse.
Detail einer zweischneidigen Schwertklinge aus dem 6. Jahrhundert nach Christus. Deutlich unterscheiden sich die seitlichen Schneiden aus dichtem Stahl vom Kern der Klinge, der aus kunstvoll ineinander verdrehten Lagen von weichem und hartem Stahl besteht, so genanntem Damast.



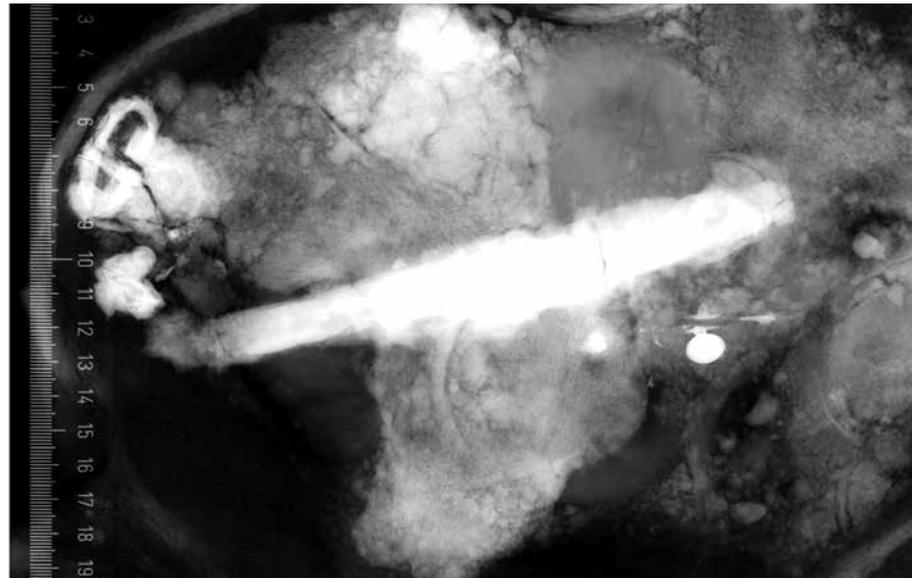
Ein Auge für feine Details

Die Röntgenbilder, angefertigt mit unserem Röntgengerät Seifert Eresco 200/8, sind eine wichtige Dokumentations- und Analysemethode, die uns seit vielen Jahren zur Verfügung steht (vgl. Jahresbericht 2010, S. 118 ff.). Die Anlage hat 2018 ein digitales Upgrade erhalten. Anstatt wie früher jeden Film einzeln mit Entwickler und Fixierer zu entwickeln, wird seither mit einer Speicherfolie gearbeitet, die nach dem Einlesen mittels Scanner gelöscht und wiederverwendet wird. Der neue Datenträger wird genauso gehandhabt wie der alte Röntgenfilm: Das zu untersuchende Objekt wird auf die in einem Etui geschützte Folie gelegt und «analog» mit der Röntgenröhre belichtet. Zum Einscannen wird die Folie dann ausgepackt und anschliessend – da lichtempfindlich – schnell wieder versorgt.

Das zum Scanner «Dürr HDCR-35 Plus NDT» gehörende Bildbearbeitungsprogramm «D-Tect» erlaubt uns einen noch feineren Blick in die Details.

Verschiedene Filter helfen, um die Strukturen und Objekte im Bild besser hervorzuheben. Einige Dinge bleiben aber altmodisch. So braucht es nach wie vor einen Massstab mit Bleiziffern auf den Aufnahmen, denn die Software hat leider keine brauchbare Messfunktion.

Nebst einer Gürtelschnalle (links) sind ein grosses Messer, die Reste einer Feinwaage sowie die Beckenknochen zu erkennen.



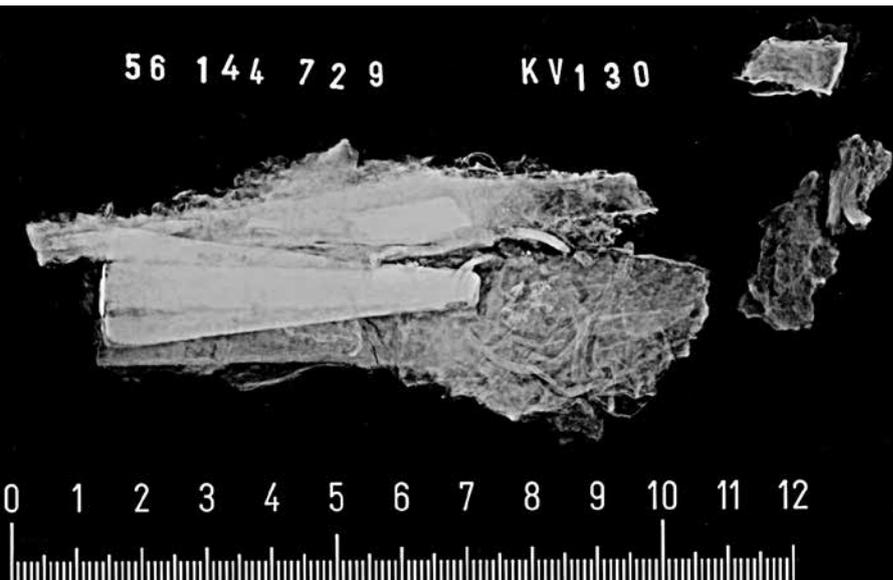
Eine Pinzette mit Aufhänger ist vom Leder vermutlich eines Beutels umgeben. Deutlich sind die feinen Falten und Verläufe zu sehen.

Im Berichtsjahr sind von den frühmittelalterlichen Grabbeigaben aus der Grabung Reinach, Baselstrasse viele Röntgenbilder angefertigt worden. Gerade bei Blockbergungen mit den darin liegenden Fundkonstellationen – Gürtelgehänge und -taschen samt Zubehör, Waffen etc. – geben

solche Aufnahmen viel Interessantes preis, zu den Objekten selbst, aber auch zur exakten Lage in Bezug zueinander. Vieles lässt sich von blossem Auge nicht erkennen und würde beim Freilegen unerkannt zerstört.

Bei Körperbestattungen kommt im Bereich von Metallgegenständen oftmals Organik in Form von Textilien, Leder, Fell, Holz oder Moos vor. Sie bleibt in diesen Bereichen durch günstige chemische Bedingungen in mineralisierter Form erhalten (s. die beiden nachfolgenden Kapitel). Mit der digitalen Nachbearbeitung können diese Befunde auf einem Röntgenbild viel besser erkennbar gemacht werden. Auch Knochen sind in ihrer Struktur gut zu unterscheiden.

Die einzelnen Filter des Programms arbeiten immer auf Basis der Originaldaten. Der Kontrast von feinen und mittelgrossen Strukturen kann im Einzelnen angehoben werden (Filter «RS Regular



Structure» und «HC High Contrast»). Am liebsten benützen wir den Ausgleichsfilter «HI High Detail» mit der kombinierten Anhebung des Kontrasts kleiner und mittelgrosser Strukturen. Spezielle Materialeigenschaften, etwa die Damaszierung einer Schwertklinge, lassen sich so noch besser hervorheben.

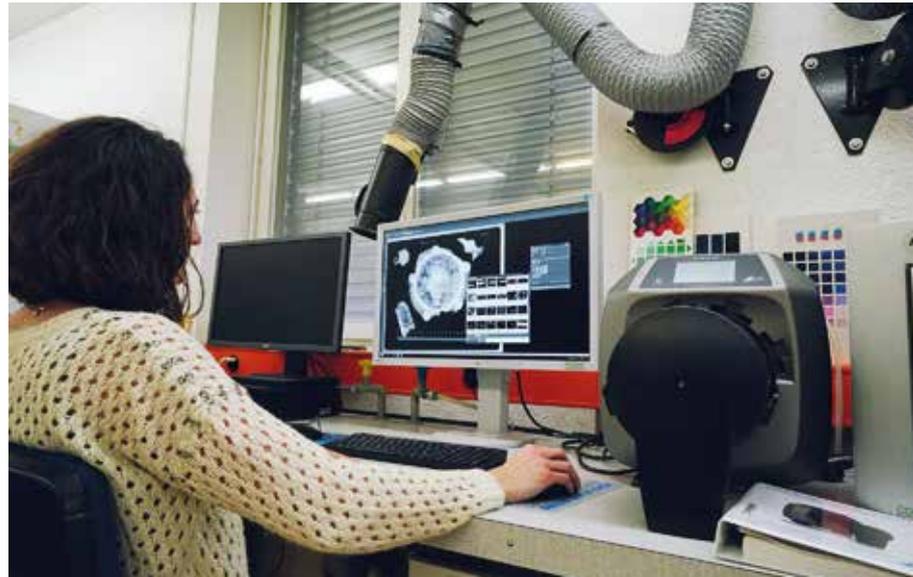
Der Aufwand, ein Röntgenbild anzufertigen, hat sich mit der Digitalisierung einerseits vereinfacht, andererseits aber auch ein wenig verschoben. Früher war die Entwicklung der Aufnahmen in den Bädern zeitaufwändig. Heute haben wir zwar schnell ein Bild, aber es braucht zusätzlich eine Nachbearbeitung. Dabei geht es nicht nur um die optimale Filterwahl. Auch die Anpassung der Bildgrösse oder der Zuschnitt benötigen Zeit.

Trotzdem sind wir sehr froh, heute sehr schnell und effizient auf Röntgenanfragen reagieren zu können. Die Radiografie ist ein wichtiger Be-

standteil in der Funddokumentation und wird bei ausgesuchten Objekten systematisch angewendet.

Bericht: Nicole Gebhard

Anna Schuh bei der
Bildbetrachtung und
-bearbeitung nach dem
Einlesen der Röntgen-
folie.





Eichhörnchen (*Sciurus vulgaris*), nordische Variante im Winterfell.

Drei der vier Pfeilspitzen aus Grab 12. Die Pfeile weisen auf die Stellen mit Fell.

Metalls. Noch ist nicht klar, ob es zu den Pfeilen beziehungsweise zum Köcher, zum Totenbett, zum Futter eines Bekleidungsstücks oder zu einer ansonsten nicht weiter fassbaren Ausstattung gehörte. Fasern sind in diesem Zustand nur mit dem Rasterelektronenmikroskop bestimmbar, da sie wegen der Metall-Ionen, des Rosts der benach-

barten Eisenobjekte, nicht mehr durchscheinend sind und so nicht mehr unter dem Durchlichtmikroskop analysiert werden können. Mit dem Rasterelektronenmikroskop (REM) hingegen sind die Proben mit sehr grossen Vergrösserungen bestimmbar, kleinste Details werden deutlich sichtbar.

Wichtig für die Bestimmung des Fells sind die Durchmesser der Haare, Muster der Haarschuppen sowie ein allfällig vorhandener oder erhaltener Innenkanal. Die Länge, Farbe und Pigmentierung hingegen lassen sich wegen der Fragmentierung und Erhaltung nicht mehr erkennen. Die Fasern an den Pfeilspitzen waren als Eichhörnchen (*Sciurus vulgaris*) bestimmbar – eine Premiere unter den frühmittelalterlichen Funden aus der Schweiz! Es ist anzunehmen, dass nicht das Fell des braunen Eichhörnchens verwendet wurde, sondern das schönere und dichtere graue Winterfell der nördlichen Unterart des Eichhörnchens – nicht zu verwechseln mit dem grauen Eichhörnchen aus Amerika. Im Mittelalter war es bekannt als «Feh», französisch «vair» oder «petit-gris». Wird nur der



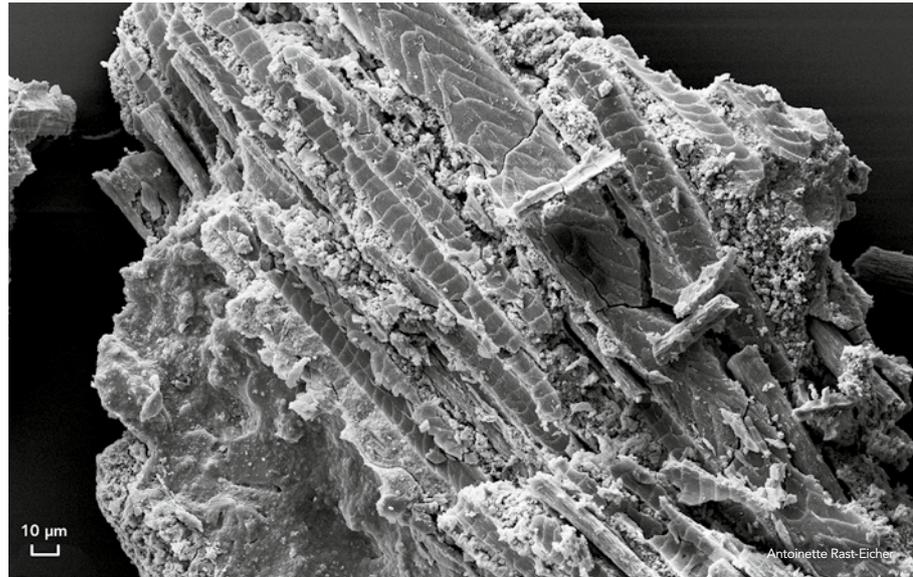
graue Rücken gebraucht, so ist es ein «petit-gris», abwechselnd mit dem weissen Bauch eingesetzt bezeichnete man es als «vair».

Es ist bekannt, dass das Fell dieses Nagers im Mittelalter zu Zehntausenden vom Norden nach Mitteleuropa gehandelt wurde. Umschlagplätze waren Nowgorod in Russland und Kiew in der Ukraine, wobei Nowgorod zum wichtigsten Handelsplatz für die kleinen Pelze wurde. Über die Hanse führten die Wege schliesslich in die nordischen Städte. Der Warentransfer zwischen Westeuropa und Skandinavien ist aber schon früher belegt. Bernstein und Felle wechselten die Hände gegen Schmuck aus dem fränkischen Raum. Die Zunahme von Fallen in der Vendelzeit in Schweden (6.–8. Jahrhundert), und die grosse Anzahl von Eichhörnchenschwänzen, also weggeworfenen Resten, etwa am Handelsplatz von Birka (Schweden) im 8. Jahrhundert weisen auf die wachsende Bedeutung des Pelzhandels. Eichhörnchenfelle sind vom 7.–9. Jahrhundert archäologisch in einem Grab aus Birka nachgewiesen, ferner in Gräbern von Moščevoj Balka, an der Seidenstrasse im Nord-

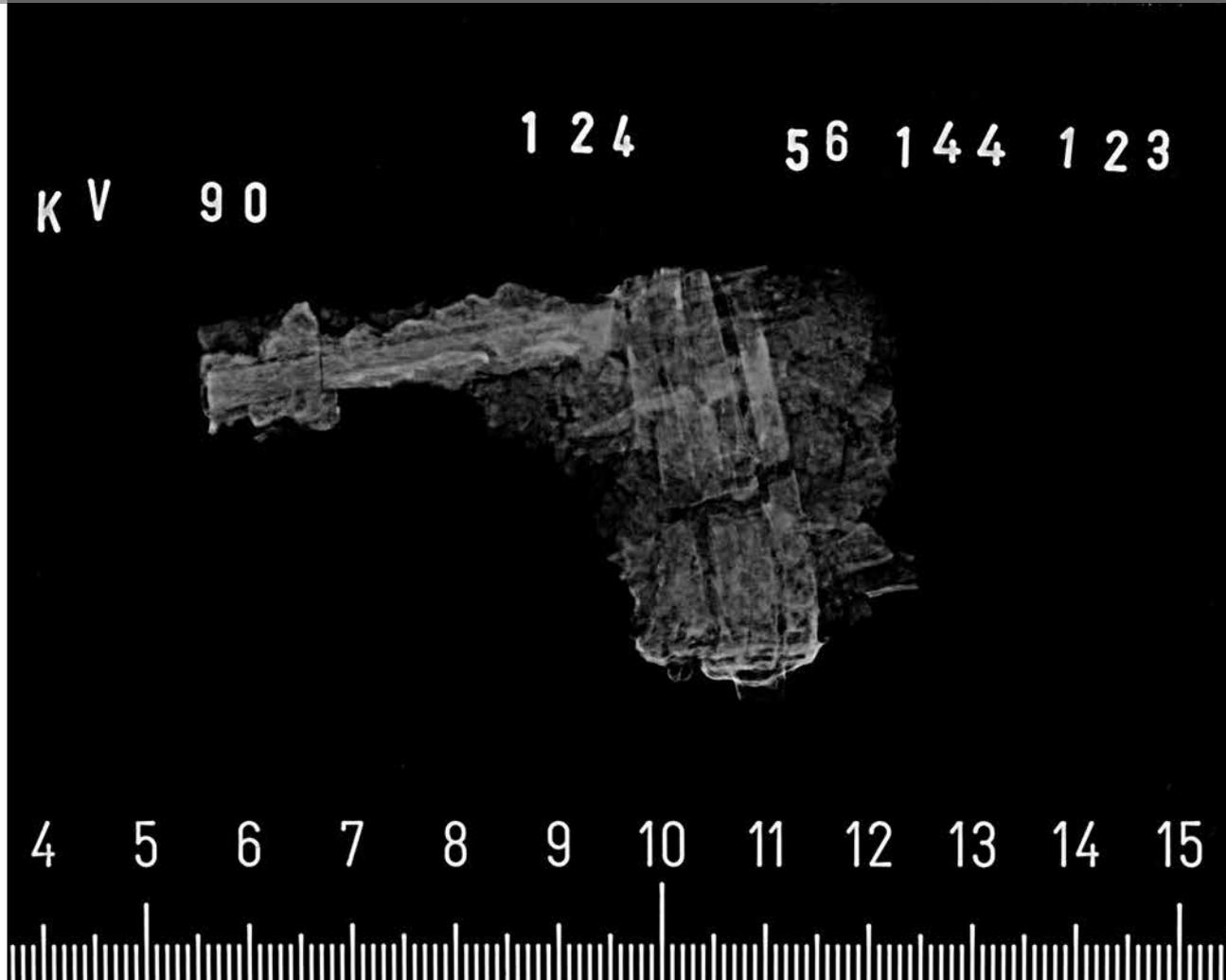
kaukasus gelegen, als Futter von Seidenstoffen. Der neue Beleg an den Pfeilspitzen des Mannes aus Grab 12 in Reinach ist ein schöner Gruss aus dem Norden – aus dem Land des mythischen *Ratatosk*.

Bericht: Antoinette Rast-Eicher

Grab 12, REM-Aufnahme der Eichhörnchenhaare, Negativ ihrer Schuppen im Metalloxid sichtbar.



Röntgenbild des freigelegten Holzgriffrests der Franziska. Die enge Umwicklung mit einem schmalen Lederbändchen ist deutlich zu erkennen.



Reinach, Baselstrasse: eine griffige Franziska

Im Winter 2019/2020 wurden an der Baselstrasse in Reinach 16 frühmittelalterliche Gräber untersucht. Komplexe oder besonders heikle Fundensembles barg man dabei in so genannten Blöcken: Dabei werden die Funde mitsamt dem umgebenden Erdreich eingegipst und gehoben, um später im Konservierungslabor fragile Objekte kontrolliert entnehmen oder die Position der Objekte exakt dokumentieren zu können (vgl. Jahresbericht 2019, S. 126–129). Diese Blöcke enthielten nicht nur zerdrückte Keramik- und Glasgefässe, sondern auch viele Metallobjekte mit anhaftenden organischen Resten, die während der Einlagerung im Boden mineralisiert und entsprechend fragil geworden sind.

Die meisten organischen Resten werden normalerweise erst im Labor sichtbar. Da diese für die Rekonstruktion der ursprünglichen Grabausstattung enorm wichtig sind, wurde für ihre Bestimmung die Spezialistin Antoinette Rast-Eicher hinzugezogen (s. Seite 136 ff.).

Alle Metallobjekte wurden nach der Bergung grabweise sortiert und die Fundoberseite gekennzeichnet. Denn die genaue Position der Objekte im Grab ist für die weitere Untersuchung essentiell. Anschliessend wurde in enger Absprache mit Antoinette Rast-Eicher Block für Block freipräpariert

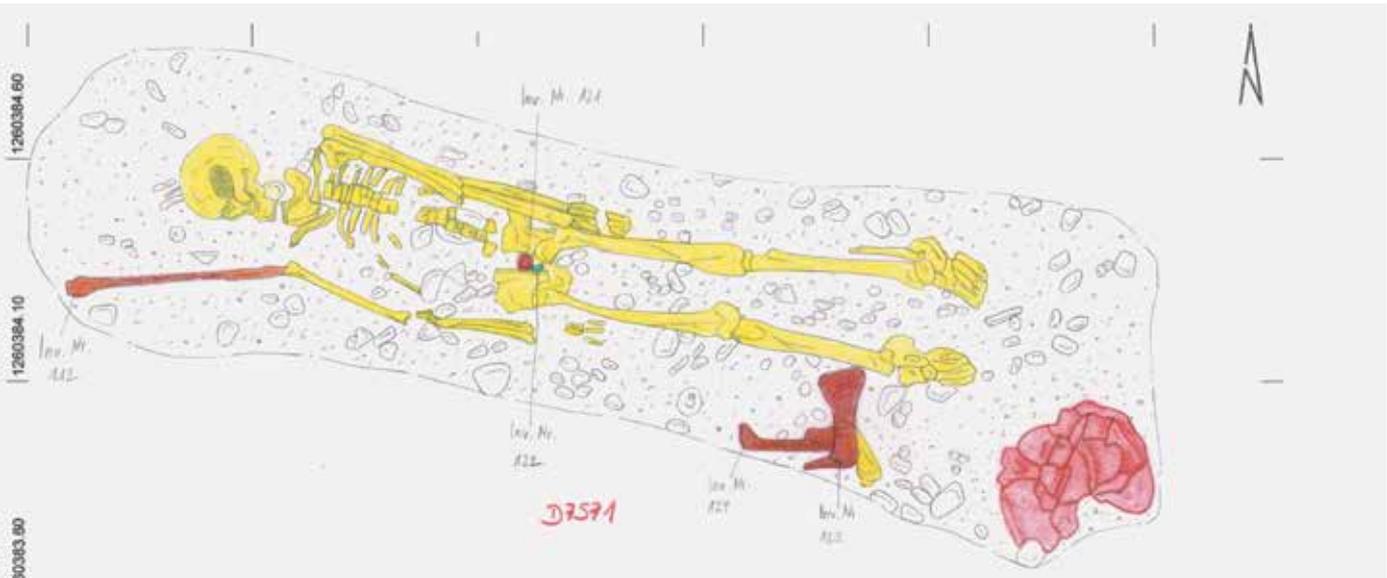
Die Fundsituation der Wurfbeilklinge in Grab 8, bereit für die Blockbergung.



Feldaufnahme von
Grab 8 mit Gürtel,
Lanze, Wurfaxt und Ke-
ramiktopf als Beigabe.

und geröntgt. Die Freilegung ging dabei nur so weit, bis die Information über die organischen Spuren für die Expertin lesbar war. Die Schwierigkeit dabei ist, die sehr fragilen aufliegenden Reste vom Erdrich zu befreien, ohne sie zu festigen, zu bewegen oder zu beschädigen. Geschieht

dies, könnten wichtige Informationen verloren gehen. Werden sie vor der Probenentnahme gefestigt, werden Oberfläche und Struktur der Proben bis zur Unkenntlichkeit verändert, was die Bestimmung der zum Teil winzigen Fragmente von Fell, Leder, Holz oder textilen Fasern unter dem



Mikroskop erschwert oder im schlimmsten Fall verunmöglicht.

Grab 8 enthielt die Bestattung eines gut 175 Zentimeter grossen, erwachsenen Mannes. Er war vermutlich in einer hölzernen Grabkammer, bekleidet auf einem Totenbett liegend, beigelegt worden. In seiner Gürteltasche lagen ein Messer und eine kleine Münzwaage (s. Seite 133). Zu seiner Rechten wurden ein Keramiktopf, eine Lanze und eine Wurfaxt deponiert.

Letztere, eine so genannte Franziska, befand sich beim rechten Fuss des Mannes. Auch sie wurde mitsamt umliegendem Erdreich geborgen. Weil die Gräber im anstehenden Birsschotter lagen, enthielt der Block grosse Kieselsteine, die nicht nur das Objekt belasteten, sondern auch das Röntgen erschwerten. Deshalb wurde die Blockbergung stabilisiert und sorgfältig gedreht, um die darunterliegenden Steine zu entfernen.

Danach war ein störungsfreies Röntgen der Blockbergung möglich. Die Aufnahme zeigte bereits

erste Anzeichen einer Umwicklung im obersten Teil des Axtgriffs, der nur partiell erhalten war. Mit dieser Kenntnis wurde die Blockbergung weiter freigelegt. Spätestens im dritten Röntgenbild waren die etwa drei Millimeter breiten Lederbänder, die um den Holzgriff gewickelt waren, dann

Der umgedrehte Block mit den Kieselsteinen, welche die Unterseite der Franziska bedecken.



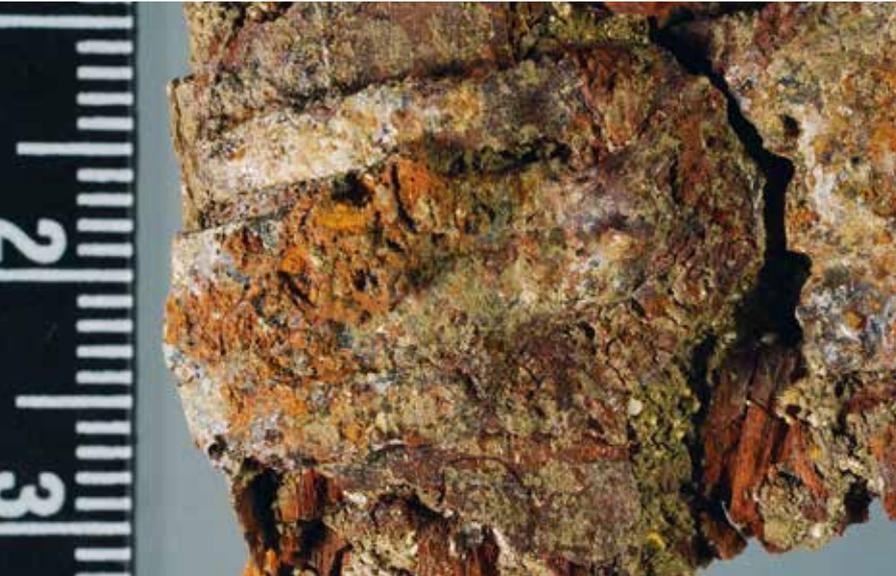
Detail der freigelegten Lederbändchen, die immer noch Holzreste des Beilgriffs umschliessen.

klar erkennbar. Das Leder ist dick und zeigt einzelne grosse Poren, was auf ein Rindsleder hinweist. Ob der gesamte Griff umwickelt war, ist aufgrund des fragmentarischen Befunds nicht eruierbar, aber wahrscheinlich. Unter dem Binokular wurden ferner im Schaftloch wie auch im Schaft-

bereich Holzreste entdeckt. Sie stammen vom Griff, der mit einem gut erkennbaren Holzkeil im Schaftloch befestigt war. Weitere Holzspuren stammen vermutlich von der Grabkammer. An der Schneide blieben Reste eines groben Wollgewebes haften.

Der Befund wirft weitere Fragen auf. Welche Holzart wurde für die Grabkammer, welche für den Axtgriff verwendet? Welche Funktion hatte das grobe Textil? Diente die Umwicklung des Schaftes der Griffigkeit oder eher zur Fixierung der Klinge? Viele dieser Fragen werden mit der weiteren Untersuchung der unterschiedlichen Proben wohl beantwortet. Sind alle geklärt, steht der abschliessenden Restaurierung der Objekte nichts mehr im Weg.

In früheren Zeiten hat man den unscheinbaren organischen Materialien wenig Aufmerksamkeit



gewidmet. Meistens wurden diese während der Restaurierung einfach entfernt. Untersuchungen wie diese zeigen den grossen Erkenntnisgewinn, der in solchen Resten steckt. Entsprechend werden heute in ihrer Struktur gut erkennbare Textil- und Lederfragmente nach Möglichkeit auf dem Objekt belassen und konserviert. Welche Spuren erhalten bleiben und welche nicht, ist zuweilen eine schwere Entscheidung. In jedem Fall ist die sorgfältige Dokumentation aller Schritte jedoch enorm wichtig, damit später alle Beobachtungen und Vorgehensweisen nachvollziehbar sind.

In vielen Fällen ist es darüber hinaus sinnvoll, ein Metallobjekt, das aus dem Boden kommt, zu entsalzen, da das Erdreich meistens Chlorid-Verbindungen aufweist, die sich im Laufe der Zeit im Metall einlagern und später bei Feuchtigkeit auskristallisieren. Die Folge davon sind Abplatzungen. Da die mineralisierten organischen Reste bei der Entsalzung jedoch zerstört werden können,

selbst wenn diese zuvor mit präventiven Massnahmen gefestigt und stabilisiert wurden, ist die Konservierungsmethode in diesem Fall problematisch.

Bericht: Anna Schuh

Seltener Befund: am karolingerzeitlichen Schwert von Hedendorf in Niedersachsen ist ein Griff mit Lederumwicklung erhalten.





Archäologische Stätten

Das Berichtsjahr stand abermals ganz im Zeichen der Sanierung der Ruine Farnsburg bei Ormalingen, deren zweite Jahresetappe erfolgreich über die Bühne ging. Wie im Vorjahr führten tiefgreifende Schäden an Felsuntergrund und Mauerwerk zu Überraschungen, Planänderungen und innovativen Lösungsansätzen. Dies galt leider auch für das Finanzbudget, das per Regierungsratsbeschluss um 25 Prozent aufgestockt werden musste. Im Jahr 2022 geht es nun mit der mächtigen Schildmauer ans Herzstück und damit an den baldigen Abschluss dieses Grossprojekts.

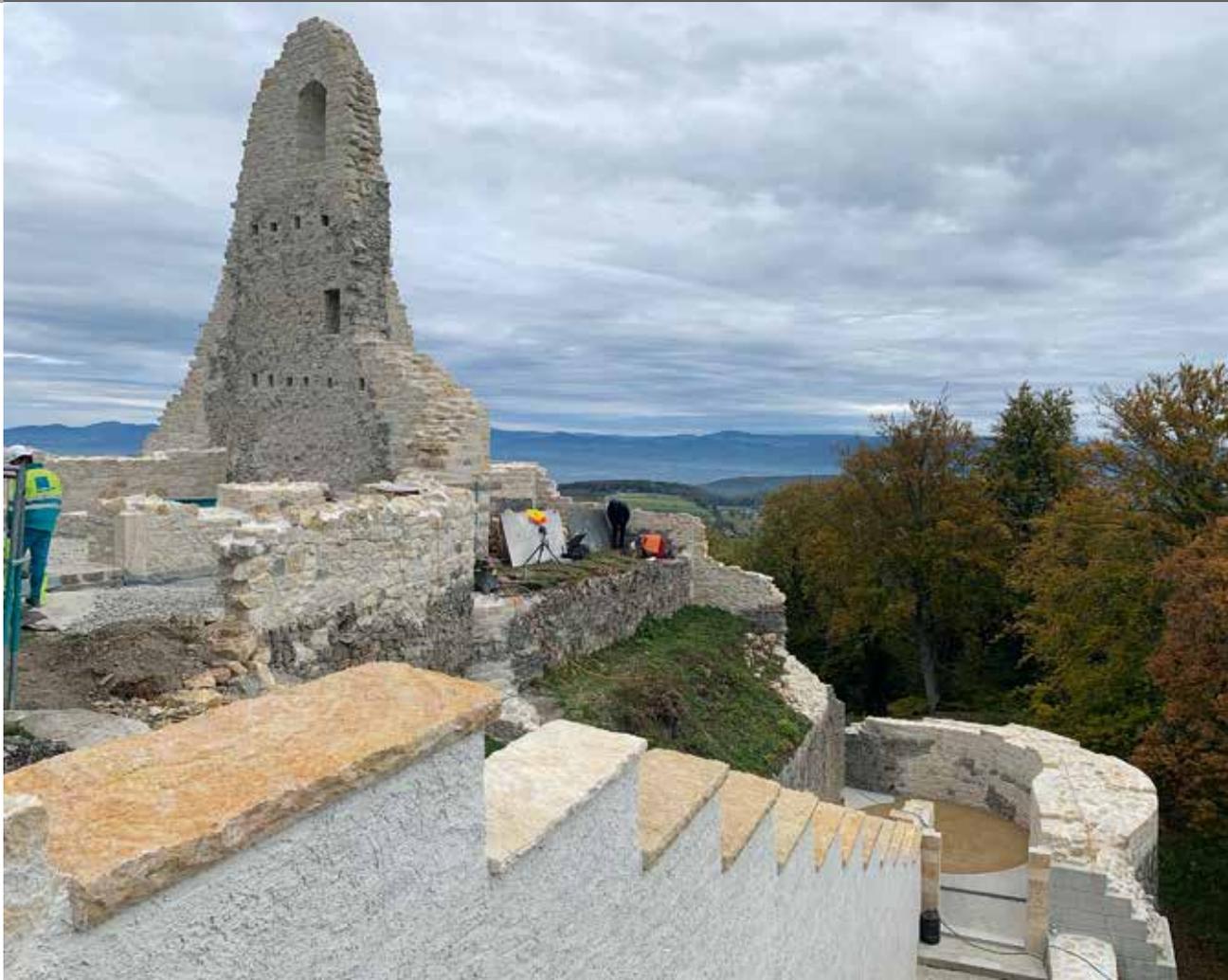
Aber auch auf einer anderen Burgruine wurde intensiv gearbeitet: Auf der Altenberg bei Füllinsdorf musste wegen Frostschäden praktisch das gesamte Mauerwerk generalüberholt werden. Während zweier Monate leisteten Fachleute mit der grossen Unterstützung von Zivildienstleistenden der Stiftung Baustelle Denkmal ganze Arbeit. Mit hellen, frisch gefüllten Mauerfugen und von Baumbewuchs freigeholt ist die Burgruine nun wieder vom Ergolzthal aus sichtbar.

Weitere Gemäuer benötigten derweil kleinere, ganz unterschiedliche Pflegemassnahmen: Auf der Burgruine Witwald in Eptingen nahmen Höhenarbeiter am exponiertesten Mauerzahn die erste Kontrolle seit der Sanierung im Jahr 2018 vor. Auf Gutenfels in Bubendorf pflegte Burgwart Andreas Loosli mit derselben Hingabe wie in den vergangenen Jahren Mauern und Innenflächen, auf der Scheidegg bei Gelterkinden befreite ein Mitarbeiter von Archäologie und Museum Baselland die Mauern Stück für Stück vom Moosbewuchs. Auf der Homburg bei Läufelfingen musste notfallmässig das markante Fallrohr am Wohnturm entstopft werden. Und auf der Waldenburg fanden erste Vorabgespräche mit der Gemeindeverwaltung statt, um den Sanierungsbedarf der mächtigen Burgruine abzuklären.

Christoph Reding

Wöchentlicher Jour fixe der Sanierungsequipe der Farnsburg: Die Skepsis, wie der fragile Plattenbelag im Turmboden zu erhalten ist, überwiegt die Freude über dessen Entdeckung.

Farnsburg. Die Firstwand des Amtshauses, die «Lange Stiege» und der «Blaue Turm» präsentieren sich nach ihrer Restaurierung wieder deutlicher in ihren architektonischen Zusammenhang eingebettet.



Farnsburg, Sanierungsetappe 2021 – Halbzeit!

Nach der ersten grossen Restaurierung 1929–1931 und einer Vielzahl von weiteren Reparaturen beschloss der Baselbieter Landrat Ende November 2018 einstimmig, die zwischen Ormalingen, Buus und Hemmiken gelegene Farnsburg einer Gesamt-sanierung zu unterziehen. Denn bereits 1933 hatte sich der Kanton dazu verpflichtet, den Unterhalt der Burgruine in Privatbesitz zu gewährleisten.

In der ersten Etappe 2020 wurden in der Unterburg der lange Ringmauerabschnitt im Norden sowie die Reste des Brunnenhauses und des sogenannten Blauen Turms tiefgreifend saniert (vgl. Jahresbericht 2020, S. 128 ff.). Die Arbeiten 2021 konzentrierten sich nun nochmals auf den Blauen Turm, auf die eindrückliche «Lange Stiege», die Treppenanlage, die Unter- und Oberburg verbindet, sowie auf den gesamten Nordteil der Oberburg mit Amtshaus und Kapelle.

dabei eine unorthodoxe Lösung zur Realisierung: Anstatt die beschädigte Abdeckung ab- und den lediglich mit Schutt gefüllten Mauerkern aufwändig auszubauen, wurde der Turmgrundriss mit radial verlegten Betonträgern überbrückt und bis einen Meter hoch mit neuem Mauerwerk überbaut. So gewann das Bauwerk wieder an Höhe, die

Blick auf den Blauen Turm. Radial angelegte Betonträger dienen als Auflagerbrücken für die neue Mauerkrone.



Am Blauen Turm musste die beschädigte Zementabdeckung ersetzt werden. Wie auch schon andernorts kam

Die Neugestaltung der «Langen Stiege» als Verbindungselement zwischen Unter- und Oberburg ist ein zentrales Element der neu sanierten Farnsburg.

ja einst um die 25 Meter betrug, wodurch es nun auch in der Gesamtanlage wieder deutlicher zur Geltung kommt.

Knifflig gestaltete sich die Rekonstruktion des Torzugangs zum Blauen Turm. Die 1930/31 erstellten Kunststeingewände waren zu schadhaft,

um sie zu erhalten. Sie wurden durch gesägte Quader aus Tenniker Muschelagglomerat, dem so genannten Gisibergstein, ersetzt. Spärliche Spuren legten nahe, dass der östlich an das Tor angefügte Pfeiler einst zu einer dem Turm vorgeblendeten Portalwand aus Tuffsteinen gehörte, in die das Tor eingelassen war. Er wurde entsprechend er-



gänzt. Die Innenflächen der Tordurchgänge sind nun mit einer Zementmörtelabdeckung versehen, in die Kalksteinsplitter eingedrückt sind. Auf der Innenfläche des Turms wurde der burgenzeitliche Bodenbelag aus formwilden Kalksteinplatten freigelegt. Er musste dann aber zu seinem Schutz mit Kalkmergel wieder überdeckt werden.

Eine besondere Herausforderung stellte auch die ‹Lange Stiege› dar, deren 1930/31 rekonstruierter Baukörper im Innern hohl ist: Da dessen tragende Mauern damals zu wenig breit errichtet und die Betondecken zu wenig armiert worden sind, war im Innern der Bau eines aufwändigen Stützgerüsts aus Beton nötig, das die Decke und damit die Treppe künftig verstärkt. Die stark verwitterten Fassaden des Baukörpers wurden aus Kostengründen lediglich ausgeflickt und dann verputzt. Auf die leider nicht mehr nachhaltig restaurierbaren Treppenstufen von 1931 wurden neue Kunststeinstufen aufgesetzt. Die zuvor in Bezug auf die Personensicherheit mangelhafte talseitige Brüstung ist jetzt höher aufgeführt und mit Krustenplatten aus Laufener Kalk neu abgedeckt.

Auch am Nordgiebel des einstigen Amtshauses war eine Sanierung fällig. Er ist einer der letzten noch grossflächig in burgenzeitlicher Substanz erhaltenen Mauerreste. Aufgrund des tief ausgewitterten Konstruktionsmörtels musste das oberste Drittel mitsamt der charakteristischen stichbögigen Fensteröffnung abgebrochen werden. Da der

Eine Stützkonstruktion aus Beton im Innern der ‹Langen Stiege› soll die Statik des Bauwerkes langfristig verbessern.



Ein Gerüstebelholz aus dem Amtshausgiebel datiert ins Jahr 1356. Es bezeugt die Beschädigung durch das Erdbeben von Basel respektive nachfolgende Reparaturen.

Giebel eines der beliebtesten Fotosujets der Ruine darstellt, stand ein Wiederaufbau ausser Frage. Um das markante Bauteil künftig statisch wie optisch besser in das Ruinenfeld einzubinden, wurden die umliegenden Mauerzüge, die fast komplett zu ersetzen waren, baulich deutlicher und auch höher an ihn herangeführt. Am Amtshausgiebel erzielte

die bauarchäologische Dokumentation ihr wichtigstes Ergebnis der Etappe 2021: Die dendrochronologische Untersuchung eines eingemauerten Gerüstebelholzes ergab dank einer zusätzlichen dreifachen (!) Radiokarbon-Beprobung ausgewählter Jahrringe eine Datierung in den Winter 1356. Damit ist also erstmals nachgewiesen, dass die Farnsburg im Erdbeben von Basel vom 18. Oktober 1356 massiven Schaden nahm! Und offenbar hatte es Graf Sigmund I. von Tierstein eilig, seine havarierte Burg wieder in Stand zu stellen.

In Vorbereitung auf die Bauetappe 2022 wurden an den Füßen der Schildmauer und der vorgelagerten Barbakane Anker in den instabilen Felsenuntergrund gebohrt und Betonriegel gesetzt. Die geotechnischen Massnahmen sollen vorhandene Bewegungen an diesen Bauteilen stoppen. Auch der Felsen unter der ‹Langen Stiege› musste so gesichert werden.

Unvorhergesehene Massnahmen wie diese, vor allem aber auch der über weite Strecken pitoyable Gesamtzustand der Ruine führen leider dazu,



das das Kostendach der Sanierung in Höhe von 5,15 Millionen Franken wie befürchtet angehoben werden muss – dies trotz bereits getroffener Schwerpunktsetzungen im Bauprogramm sowie sorgfältiger finanzieller Evaluation der Sanierungsmassnahmen. Mit Zustimmung des Regierungsrates können nun die Subventionen des Bundes, die 25 Prozent der Gesamtkosten betragen, ebenfalls für die Sanierung eingesetzt werden, womit sich das Gesamtbudget auf 6,82 Millionen Franken erhöht.

Ein Projekt im Projekt bildete die Sanierung und Inwertsetzung des Artillerie-Beobachtungspostens, den man 1940 im Felsuntergrund unter dem Amtshaus eingebaut hatte. Unter der Federführung der Infanterievereinigung Baselland und des Hochbauamts des Kantons ist dieser Zeitzeuge des Zweiten Weltkrieges im Innern baulich wieder instand gestellt worden. Auch die damalige Einrichtung mit allen Ausrüstungsgegenständen haben die im Ehrenamt tätigen Mitglieder der Vereinigung mit grossem Aufwand wieder rekurperiert und im Bunker platziert.

Die Archäologie Baselland achtet darauf, dass die Farnsburg auch während der laufenden Arbeiten 2022 partiell zugänglich bleibt. Aktuelle Informationen dazu, wie auch zur Geschichte der Anlage, erhalten Sie auf unserer Internetseite.

Bericht: Christoph Reding

Zur besser Fundierung der Schildmauer werden lange Bohreranker in den brüchigen Felsuntergrund eingebracht.





Ein ungewöhnlicher
Anblick: Die frisch
sanierte Burgruine
Altenberg.

Burgruine Altenberg, Füllinsdorf: frisch verfügt

Die Burgruine Altenberg wurde in den Jahren 1982 und 1986/87 vollständig archäologisch untersucht. 1987 hat die Archäologie Baselland das Mauerwerk umfassend konserviert und die Anlage wieder der Gemeinde Füllinsdorf übergeben. Seither sorgt die Gemeinde für Unterhalt und Pflege. Am 29. August 2018 meldete Bauverwalter Christoph Leupi der Archäologie Baselland: «Wir möchten sie informieren, das sich der Zustand der Ruine Altenberg rasant verschlechtert, Verwitterung, Erosion und liebe Menschen nagen an der Substanz des alten Gemäuers.»

In der Folge wurde der erfahrene Ruinensanierer Jakob Obrecht beauftragt, zu Handen der Gemeinde Füllinsdorf ein Sanierungskonzept inklusive Kostenschätzung zu erstellen (vgl. Jahresbericht 2019, S. 140 f.). Darauf basierend wurde die Planung der Arbeiten in Angriff genommen.

Die Bürgergemeinde Füllinsdorf, der Swisslos-Fonds Basel-Landschaft sowie der Bund der Eidgenossenschaft stellten Mittel in der Höhe

von 250 000 Franken für die bauliche Sanierung der Burgruine bereit.

In einem ersten wichtigen Schritt wurde im Frühjahr 2020 die gesamte Peripherie der Anlage durch das Forstrevier Violental-Altenberg von Bäumen und Sträuchern befreit, um künftig wieder eine

Fuge um Fuge wird der schadhafte Sanierungsmörtel aus den 1980er Jahren weggespitzt.



Ein Mitarbeiter des Bauunternehmens ERNE AG füllt zusammen mit Zivildienstleistenden die Mauerfugen mit dem dafür geeigneten Mörtel.

bessere Besonnung des Mauerwerks zu gewährleisten. Diese verhindert dessen Durchfeuchtung, die Bildung von darauf spriessendem wasserspeicherndem Bewuchs und damit winterliche Frostschäden an Mauersteinen und Fugenmörtel. Die eigentlichen Sanierungsarbeiten dauerten vom 29. März bis zum 28. Mai 2021. Sie standen unter der Auf-

sicht der Archäologie Baselland. Die Bauleitung sowie die Erstellung der bauarchäologischen Dokumentation hatte Jakob Obrecht inne. Die Maurerarbeiten bewerkstelligte die dafür spezialisierte Bauunternehmung ERNE AG, Laufenburg. Die Gerüstbauten erstellte die Firma Top-Gerüste by Kellenberger, Liestal. Grossen Anteil am Gelingen der Sanierung hatte der vorbildliche Einsatz der Zivildienstleistenden der Stiftung Baustelle Denkmal. Für die Belange der Flora und Fauna wurden die Sanierungsarbeiten durch die beiden Experten Peter Landert (Schnecken) und Christophe Berney (Reptilien) begleitet.

Die Arbeiten am Mauerwerk hatten die Reparatur der schadhaften Stellen zum Ziel. Dazu gehörte die punktuelle Befestigung beziehungsweise der Ersatz von herausgefallenen oder verwitterten Mauersteinen. Zudem konnte eine bei der Konservierung 1986/1987 wegen eines Baumstrunks offen gelassene Bresche in der Ringmauer nun baulich geschlossen werden. Die für diese Arbeiten notwendigen Steine wurden aus dem Schutt der Burgruine ausgelesen oder aus dem Stein-



bruch der Firma Fontarocca AG in Reigoldswil bezogen. Im Weiteren erfolgte eine umfassende Neuverfugung des Mauerwerks und der Mauerabdeckungen. Wo immer nötig wurde dafür der ausgewitterte oder entsprechend gefährdete Fugenmörtel entfernt. Als Fugen- und Mauermörtel wurde eine Fertigmischung der Firma Röfix AG, der so genannte Bündner Burgenmörtel, verwendet. Dieser ermöglichte eine vereinfachte wie auch einheitliche Verarbeitung auf der Baustelle.

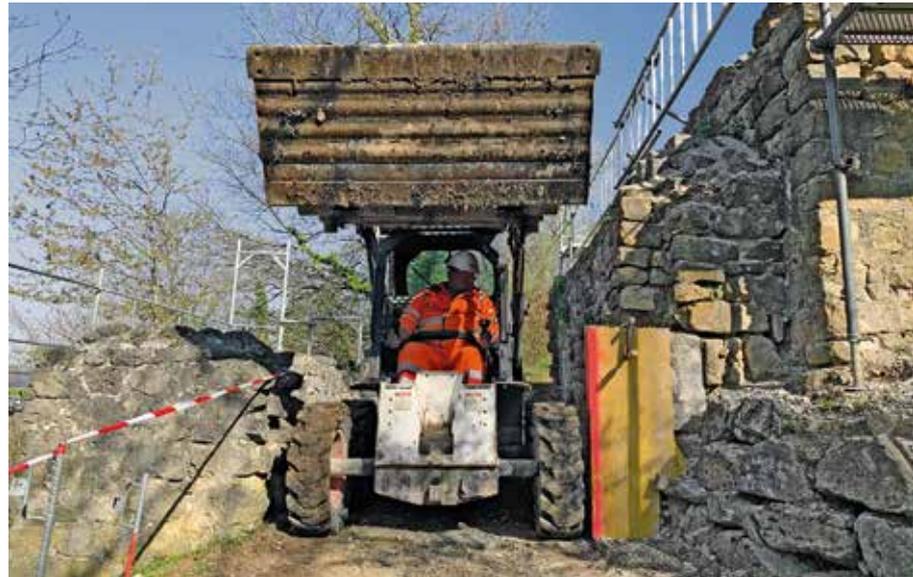
Alle Massnahmen wurden plangemäss umgesetzt und das Budget eingehalten. Am Tag der offenen Baustelle besuchten trotz nasskaltem Regenwetter zahlreiche interessierte Einwohnerinnen und Einwohner von Füllinsdorf die Baustelle und liessen sich von den Spezialisten die Arbeiten erklären. Zuletzt wurde die Infotafel zur Geschichte der Burgruine aktualisiert und ersetzt sowie auf Wunsch der Bürgergemeinde Füllinsdorf eine Fahnenstange montiert.

Die Anlage auf dem Altenberg ist eine der ältesten mittelalterlichen Adelsburgen der Region. Die

Ergebnisse der archäologischen Ausgrabungen der 1980er Jahre sind herausragend. Daher gilt die Fundstelle heute als Referenz für Fragen des frühen Burgenbaus. Reichhaltige Informationen dazu finden Sie auf unserer Website.

Bericht: Christoph Reding

Maschine statt Streitross: Polier Marc Zumppe zirkelt in Massarbeit seinen Kleinbagger durch das 1000 Jahre alte Burgtor.





Dokumentation und Archiv

Nebst dem Alltagsgeschäft wurde 2021 die umfangreiche Dokumentation zur Sanierung der Burgruine Pfeffingen ins Archiv überführt. Es galt, rund 30 000 Dateien zu sichten, zu bereinigen, in die richtige Reihenfolge zu bringen, auszudrucken, anzuschreiben, abzuheften und schliesslich ins Archiv zu stellen respektive auf das Archivlaufwerk zu verschieben. Nun steht alles optimal erschlossen für die Forschung, aber auch für kommende Sanierungsprojekte bereit.

Dass die Überführung der Akten erst rund vier Jahre nach Abschluss der Arbeiten erfolgte, ist aussergewöhnlich. Dies ist nicht nur darauf zurückzuführen, dass die Bereinigung durch das Sanierungsteam naturgemäss noch etwas Zeit benötigte. Es zeigte sich auch einmal mehr, dass solche Projekte aufgrund der beschränkten Personalressourcen nur dann zu bewältigen sind, wenn das Tagesgeschäft keine anderen Grossgrabungen bereithält.

Eine weitere Herausforderung des vergangenen Jahres war das Update unserer IMDAS-Datenbank auf die neue Version 7. Alle Funktionen und Arbeitsabläufe mussten vorgängig getestet und gegebenenfalls repariert werden. Dass wir schliesslich im Dezember die Umstellung vornehmen konnten, bedurfte ebenfalls eines Sonderefforts von zahlreichen Personen. Nun sind wir auch softwaretechnisch wieder à jour, um die vielfältigen Schätze in unserem Archiv zu heben.

Andreas Fischer

Hier entsteht eines von rund 30 000 Dokumenten zur Sanierung der Burgruine Pfeffingen: Bruno Seitz beim Zeichnen einer Mauer.

Kaum bekannte Schatzkammer – das Archiv der Archäologie Baselland

Tabea Molliné, Archivleiterin, beim Einräumen einer Akte ins Hängeregister.

Wer die regionale Vergangenheit erforschen will, kommt um Archiv und Funddepot der Archäologie Baselland nicht herum. Doch während viele Fundobjekte durch Ausstellungen und Publikationen öfters im «Rampenlicht» stehen und so einem breiten Publikum bekannt sind, fristen die Archivalien ein eher unscheinbares Dasein. Aber nur

das Zusammenspiel der beiden ermöglicht Aussagen über die Geschichte der Region: Funde ohne Angaben zu Fundort und -umständen sind für die Forschung wenig ergiebig. Grund genug für einen Blick in die kaum bekannte Schatzkammer im Raum 114 an der Amtshausgasse 7 in Liestal.

Die erste Fundmeldung (ausserhalb von Augusta Raurica) stammt aus dem Jahr 1448. Damals entdeckten die Bauern Hans Fust und Hans Banhalder in Pratteln beim Pflügen einen Münzschatz. Leider ging es bei der Beschreibung des Fundes nur um Wert und Besitzanspruch, so dass wir weder wissen, wo der Schatz zum Vorschein kam, noch um wie viele und was für Münzen es sich handelte. Solch vage Fundangaben kommen bedauerlicherweise auch noch bei späteren Entdeckungen vor: Angaben wie «bei der Nüsslislatstelle» oder «15 Meter neben dem Tannli» sind auch auf Meldungen aus dem 20. Jahrhundert zu finden.

Die Dossiers sind natürlich nicht nur hinsichtlich der Lokalisierung der Fundorte sehr unterschiedlich. Früher wurden Grabungsskizzen auch mal



auf Schuhschachteldeckeln oder Servietten festgehalten. Gewisse Berichte zu steinzeitlichen Grabungen im Laufental haben eher den Charakter eines Ferien-Fotoalbums. Die Qualität steigerte sich jedoch nicht einfach im Lauf der Zeit. So hat beispielsweise bereits Wilhelm Vischer-Bilfinger um 1840 seine Ausgrabungen – mit den Mitteln der damaligen Zeit – hervorragend dokumentiert. Diesen Standard erreichten bis zur Gründung der Kantonsarchäologie nur wenige Grabungsverantwortliche. Generell kann man aber feststellen, dass Fundmeldungen sowohl bezüglich Anzahl und Umfang als auch Systematik und Qualität hauptsächlich ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zunahmen.

Die fast 4800 Dossiers zu Ausgrabungen, Bauuntersuchungen, Zufallsfunden, Baustellenkontrollen, Ruinensanierungen und vielem mehr beinhalten die stattliche Zahl von mehr als 750 000 Dokumenten; alles systematisch geordnet, angeschrieben und durch unsere Datenbank erschlossen. Dank Digitalisierung sind alle Dateien bequem am Bildschirm abrufbar.

Das Archiv der Archäologie Baselland steht auf Anmeldung allen Interessierten für Recherchen zur Verfügung. In diesem reichhaltigen Wissensspeicher warten noch unzählige Trouvaillen auf ihre Entdeckung.

Bericht: Andreas Fischer

1955 wurde das Profil einer Baugrube auf einem Schuhschachteldeckel dokumentiert.





Auswertung und Vermittlung

Auch 2021 stellte die Covid19-Pandemie den Bereich Vermittlung vor grosse Herausforderungen. Wiederum waren Kreativität und Flexibilität gefragt. So haben wir beispielsweise anstelle einer klassischen Vernissage die Publikation «Eisenverhüttung im Dürstetal» mittels eines Videos dem Publikum vorgestellt – mit durchaus beachtlichem Erfolg (S. 184 ff.). Aber auch Präsenzveranstaltungen waren vermehrt möglich. Mit 34 Anlässen (2020: 16) und rund 1100 Besuchenden (2020: 500) haben wir zwar noch nicht das Vor-Corona-Niveau erreicht, sind aber auf gutem Weg dorthin.

Wie gehabt sind bei dieser Statistik die individuellen Besuche der archäologischen Stätten nicht mitgezählt. Dass sich diese ungebrochener Beliebtheit erfreuen, zeigt sich etwa in der Statistik unserer Webseite. Dort landete die Rubrik «Audioguides» mit den Hörstationen der Burgruine Pfeffingen 2021 mit rund 11 500 Views hinter dem Bereich «Entdecken» mit der interaktiven Fundstellenkarte auf Platz 2. Insgesamt steigerte sich die Zahl der Zugriffe auf www.archaeologie.bl.ch um rund 15 Prozent auf mittlerweile beachtliche 80 Personen pro Tag.

Immer wieder regen unsere Mitteilungen die Fantasie der Bevölkerung an. Im vergangenen Jahr kamen gleich zwei regionale Literaturschaffende auf uns zu, die archäologische Entdeckungen in ihre Krimis einbauen wollen. Die eine Geschichte von Roland Fitze mit dem Titel «Museen, Münzen und Mörder» ist bereits erschienen, die andere Story ist noch am Entstehen. Wir sind gespannt!

Andreas Fischer

Ein weiteres Vermittlungsangebot, das in keiner Statistik auftaucht: Reto Marti erzählt dem Team von Archäologie und Museum Baselland im Rahmen einer internen Weiterbildung von den Anfängen des Dorfes Arlesheim.

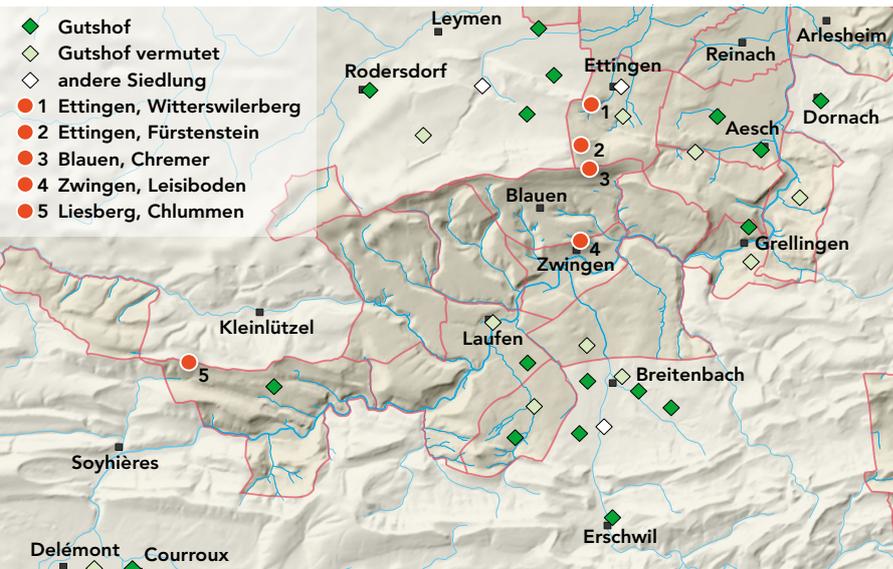
Nicht immer Gold – und doch von Wert

Lage der im Text
besprochenen Münz-
ensembles im Verhält-
nis zu den römischen
Siedlungsstellen.

Die Numismatik fasziniert und sorgt immer wieder für fette Schlagzeilen. Meist geht es dabei um «Schatzfunde», grössere, zu einem bestimmten Zeitpunkt vergrabene Münzhorte – man denke nur an den Keltenschatz von Füllinsdorf oder den römischen Silberhort aus Pratteln.

Doch es gibt auch Funde, die auf den ersten Blick wesentlich weniger spektakulär erscheinen. Ehrenamtliche Späher haben in den letzten Jahren bei Metalldetektorprospektionen immer wieder kleine und kleinste Gruppen von Münzen bescheidenen Werts gemeldet, oft von abgelegenen Orten mit nur wenigen Begleitfunden und ohne feststellbare archäologische Strukturen. Das liegt zum einen an der Vorgehensweise: bei der Metalldetektion werden kaum Gegenstände aus anderen Materialien geborgen, da die Sonde diese nicht anzeigt. Zum anderen ist es aber auch schlicht eine Frage der Erhaltung. Behälter für Münzen aus organischen Materialien wie Leder oder Holz sind vergänglich und bleiben ohne besondere Bodenbedingungen nicht erhalten. Gebäudereste sind je nach Bauweise ohne fachgerechte archäologische Freilegung nicht erkennbar.

Die zunehmende Prospektion mit Metalldetektoren gibt uns die Chance, auch abseits aktueller Bauvorhaben diese relativ junge und noch wenig bekannte Fundkategorie zu untersuchen. Fünf Beispiele solcher Münzfunde aus vier Baselbieter



Gemeinden wurden im Rahmen einer Bachelorarbeit an der Universität Bern unter die Lupe genommen: drei kleine Ensembles des späten 1. und 2. Jahrhunderts nach Christus aus Liesberg-Chlumme, Zwingen-Leisiboden und Ettingen-Fürstenstein sowie zwei etwas grössere Bestände des 3. und 4. Jahrhunderts nach Christus aus Ettingen-Witterswilerberg und Blauen-Chremer. Die Fundumstände waren immer ähnlich. Bei Begehungen mit dem Metalldetektor kamen römische Münzen zum Vorschein, die der Archäologie Baselland gemeldet wurden. Teilweise fanden begleitete Nachbegehungen des Geländes oder Sondierungen statt. Nur in einem Fall, auf dem Witterswilerberg bei Ettingen, wurden in einer solchen Nachuntersuchung tatsächlich Baustrukturen nachgewiesen. Hier fanden sich Pfostenruben, die zu der Annahme führten, bei der Fundstelle könnte es sich um ein römisches Höhenheiligtum handeln (vgl. Jahresbericht 2013, S. 33–37).

Warum deponiert jemand kleine Mengen von Münzen mit einem nur bescheidenen Gesamt-

wert, und weshalb an diesen scheinbar so abgelegenen Orten? Mögliche Antworten liefert eine statistische Untersuchung der Nominalanteile und der zeitlichen Verteilung der einzelnen Fundkomplexe. Sie zeigt, dass die Münzen offenbar gezielt ausgewählt und deponiert worden sind. Dabei

Münzschatze sind medienwirksam. Schlagzeilen zu den Münzfunden vom Adlerberg bei Pratteln.



Das römische Münzenensemble von Zwingen, Chlumme wirkt verglichen mit manchem Sensationsfund recht bescheiden.

wurden aber nicht die wertvollsten Nominalen gesammelt, sondern Kleingeld aus Kupfer und Messing: Asse, Dupondien und Sesterzen. Damit unterscheiden sich diese Ensembles von typischen Horten, wo Werte angespart und versteckt werden. Es sind aber wohl auch nicht nur einfache Verluste, etwa verlorene Geldbörsen.

Das Deponieren von spezifisch ausgewählten, geringwertigen Münzen wird oft in Zusammenhang mit sakralen Aktivitäten gesehen und als Spenden, Weihe- oder Opfergaben an heiligen Orten gedeutet. Münzen und Schmuckgegenstände gehören zu den häufigsten Weihgaben, die man in Heiligtümern findet. Die symbolische Geste des Spendens war dabei vermutlich wichtiger als Zustand und Wert der gespendeten Geldstücke. Daher überrascht es nicht, wenn abgegriffene und ‹billige› Münzen vorherrschen.

Doch selbst wenn wir von einem sakralen Kontext ausgehen, erschliesst sich uns die Art des heiligen Ortes heute schwer. Nicht immer muss dort ein in Stein gemauerter Tempel zu finden sein. Der Ort konnte sich auch nur durch einen einfachen Pfostenbau oder ein besonderes Naturelement wie etwa einen Findling oder einen alten Baum auszeichnen. Verschiedene Merkmale erlauben uns aber unabhängig davon eine Einordnung solcher Fundstellen.



Im Fall der Baselbieter Münzen war es zunächst möglich, die drei kleinen Ensembles, die zeitlich sehr geschlossen sind, von den beiden grösseren zu trennen, die einen grösseren Zeitraum abdecken. Es scheint, als wären die Standorte auf dem Witterswilerberg und auf dem Chremer über längere Zeit hinweg aufgesucht und dort immer wieder Münzen deponiert worden, vielleicht im Opferstock eines Heiligtums. Die Münzen von der Chlumme, vom Leisiboden und vom Fürstenstein hingegen sind wahrscheinlich jeweils zusammen in den Boden gelangt, in einem einzigen Vorgang.

Einen weiteren Anhaltspunkt liefert die topografische Lage. Eine erhöhte Position in der Landschaft, die eine gute Aussicht und umgekehrt Sichtbarkeit bietet, war beliebt für die Errichtung von Heiligtümern. Eine Anbindung an wichtige Verkehrsachsen war dabei von Vorteil. Ein Vergleich mit anderen Fundstellen, die ähnliche Verhältnisse, aber vorteilhaftere Bedingungen aufweisen, gibt Hinweise auf eine mögliche Klassifikation der Baselbieter Ensembles.

Ein Blick in andere Kantone zeigt, dass das Phänomen auch andernorts bekannt ist. So sind aus dem Kanton Zug ebenfalls isolierte Münzensembles bekannt, und auch dort werden sie oft als Inhalt eines Opferstockes interpretiert. Die Münzen sind vor allem aus Buntmetall, stammen aus einem längeren Zeitraum und treten mit anderen Funden

Die drei am besten erhaltenen Münzen vom Chremer in Blauen. Der silberne Denar ist ein Einzelstück. M 1 : 1.



Elagabal
Denar, 218–219

Severus Alexander
Sesterz, 231–235

Gordianus III.
Sesterz, 238–239

Die fünf Münzen aus
Ettingen, Fürstenstein
(Walental). M. 2:3.

auf, die in einem Heiligtum nicht auffallen. Bezüglich Topografie ist im Kanton Zug auffallend, dass sich neben der Höhenlage viele der mutmasslichen Heiligtümer und Horte entlang der Domänengrenzen grösserer ländlicher Siedlungen reihen.

Diese Idee wurde für den Chremer und die Siedlungen in seiner Umgebung aufgegriffen (vgl. Jahresbericht 2018, S. 52–55). Eine Kartierung der Gutshöfe im Umfeld der behandelten Münzfunde lässt es durchaus als möglich erscheinen, dass die Grundstücke mehrerer solcher Güter am Chremer aufeinandertrafen, an der Stelle also ein Grenzheiligtum gestanden haben könnte. Es gibt Fälle, in denen sich antike Flurgrenzen in der modernen Parzellierung erhalten haben, also erkennen wir in den heutigen Gemeindegrenzen womöglich die Begrenzungen von einst. Ausgehend von dieser Idee ist auch das Siedlungsgefüge um die anderen Münzensembles zu untersuchen.

Die Interpretation der drei kleinen Münzgruppen gestaltet sich um einiges schwieriger, denn ihr direktes Umfeld zeigt keine Auffälligkeiten oder weitere archäologische Befunde. Da sie wohl in einem einmaligen Vorgang in den Boden gelangten, ist auch nicht zwingend mit einer regelmässigen Begehung des Ortes in römischer Zeit zu rechnen. Eine Interpretation als Verlustfunde ist so



Antoninus Pius
Sesterz, 138–161

Antoninus Pius
As, 138–161

Hadrianus
As, 125–138

Antoninus Pius
für Faustina I.
Sesterz, 138–161

Antoninus Pius
für Marcus Aurelius
Sesterz, 138–161

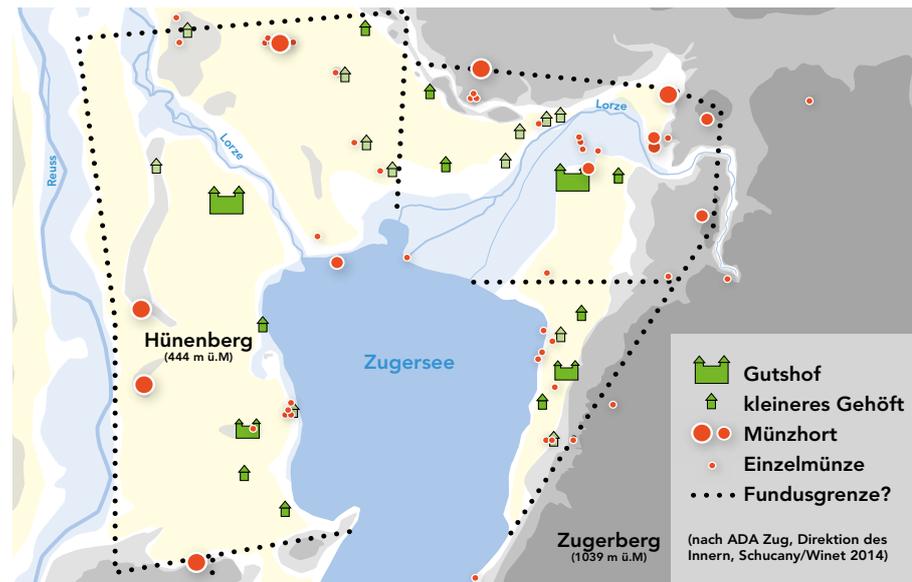
nicht auszuschliessen. Wenn man auch hier die Lage an Grenzübergängen berücksichtigt, könnte es sich eventuell um so genannte Grenzzeugen handeln: unter einem Grenzstein vergrabene Gegenstände, die dessen Lage markieren und vor Verlegung bewahren sollten. Der Brauch ist vor allem aus dem Mittelalter und der frühen Neuzeit bekannt, aber auch bereits in der Antike belegt. Im Falle von Streitigkeiten berief man sich auf diese Grenzzeugen, um den eindeutigen Verlauf eines Territoriums nachzuvollziehen.

Solche Zeugen könnten Münzen gewesen sein, allenfalls eine Handvoll wie im hier vorgestellten Fall. Einen oberirdischen Beweis wie einen Grenzstein gibt es nicht. In der Literatur wurden Grenzheiligtümer und -zeugen bisher sehr selten behandelt, aber das macht diese neue Befundgattung so interessant: Sie bietet Potenzial für zukünftige Forschungen. Falls es Muster in der geografischen Verteilung der Münzensembles gibt, so werden neue Fundmeldungen diese ergänzen. Und auch wenn sich die kleinen, unschein-

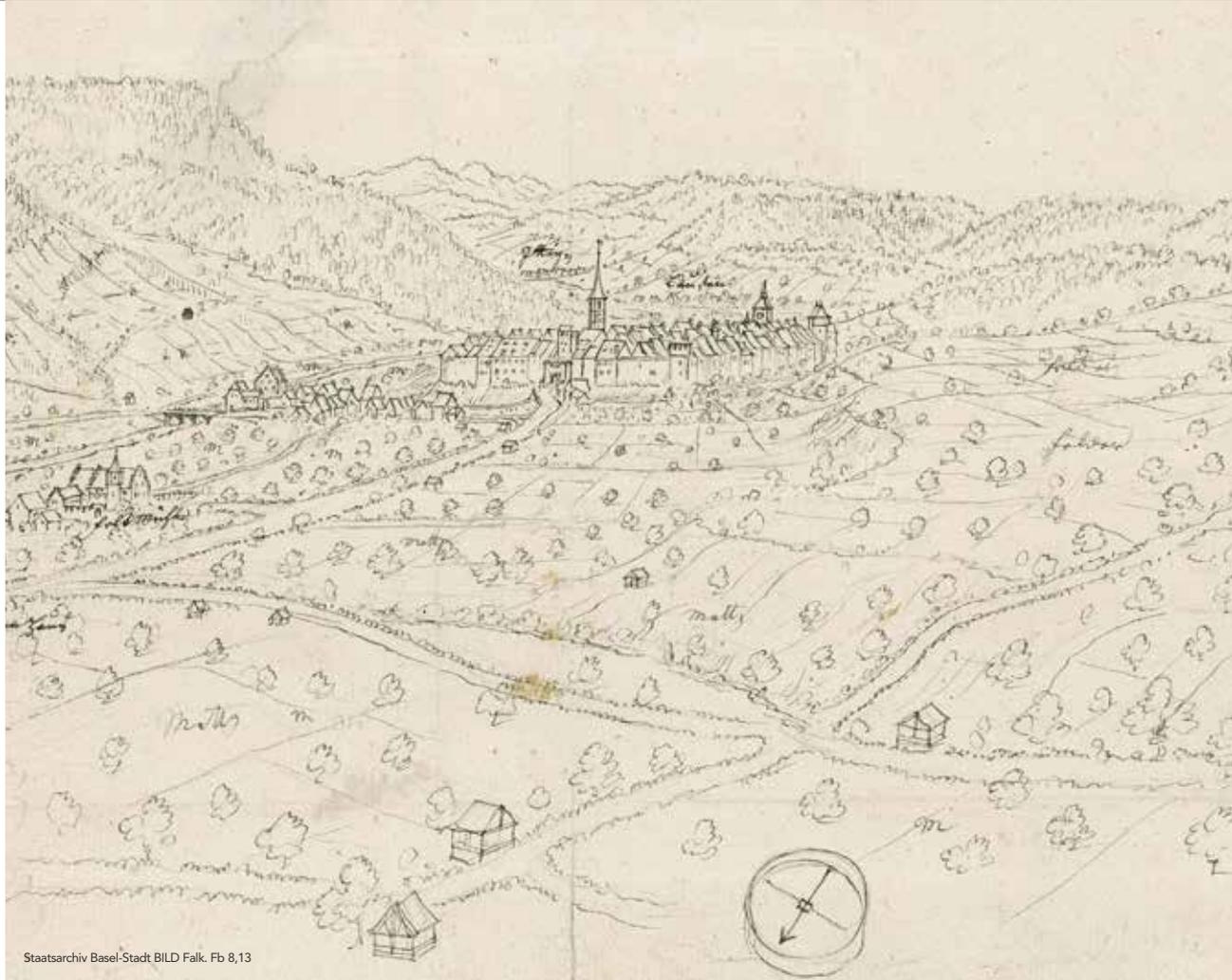
baren Münzhorte in vielen Aspekten ähneln, sind sie doch nicht gleich. Sie lassen derzeit noch viel Spielraum für Interpretationen.

Bericht: Pilar Sanchez, Universität Bern

Verbreitung von römischen Gutshöfen, ihr mutmassliches Territorium (Fundus) und Münzfunde im Kanton Zug.



Blick von Norden auf Liestal, Federzeichnung von Emanuel Büchel, 1751 (Ausschnitt). Die Ansicht verdeutlicht die erhöhte Lage mitten im Ergolzthal sehr schön. Die ältesten Funde aus der Römerzeit finden sich im Bereich um die Stadtkirche.



Liestal – das antike Frincina?

Seit längerem geht die Forschung davon aus, dass die Anfänge von Liestal in der Römerzeit zu suchen sind. Bereits 1942 haben Sondiergrabungen in der Stadtkirche grössere Mengen an römischer Keramik ans Licht gebracht. Um 1900 und erneut 1946 sollen bei Grabarbeiten in der Amtshausgasse zum Teil in «erheblicher Tiefe» römische Leistenziegel zum Vorschein gekommen sein. Der Leiter der Grabungen in der Kirche, der damalige Geologiestudent Hansjörg Schmassmann, folgte aus seinen Befunden, auf dem Geländesporn der Liestaler Altstadt sei seit dem 1. Jahrhundert nach Christus ein gallorömischer Tempel gestanden – der Ursprung der heutigen Kirche und des «Stedtli».

Seit 2005 weiss man dank Nachgrabungen im Chor der Kirche, dass die Erkenntnisse von 1942 mit äusserster Vorsicht zu beurteilen sind. Zudem ist heute klar, dass ein nicht unerheblicher Teil der damals aufgelesenen Funde in spätrömische Zeit gehört, hauptsächlich ins ausgehende 3. und in die erste Hälfte des 4. Jahrhunderts.

Der eigenartige Grundriss der Stadt lässt ein mehr oder weniger quadratisches Häusergeviert um die Stadtkirche erkennen, das eindeutig älter ist als das mittelalterliche Gassenbild. Das Geviert entspricht in seinen Dimensionen ziemlich genau dem Typus eines Strassenkastells, wie es in der Schweiz, aber auch in anderen Grenzregionen des spätrömischen

Die 1942 in der Stadtkirche ausgeschauften Sondiergräben ergaben leider nur wenig zuverlässige wissenschaftliche Erkenntnisse.



Liestals mittelalterliches Gassenbild nimmt Rücksicht auf einen älteren Siedlungskern um die Stadtkirche.

Reichs gut bezeugt ist. Denkt man sich die etwas abweichend orientierte mittelalterliche Stadt weg, präsentiert sich dieses Bauwerk zentral und in der Ausrichtung des Ergolztales sowie in idealer Position zur Überwachung der schon in der Römerzeit wichtigen Routen über die Hauensteinpässe, die hier zusammentrafen.

Der direkte archäologische Nachweis einer spät-römischen Befestigungsanlage im Zentrum von Liestal ist bisher allerdings nicht gelungen. Das hängt zum einen damit zusammen, dass sich aufgrund der dichten und denkmalpflegerisch geschützten Bebauung derzeit kaum Möglichkeiten auf Einblicke in den Boden ergeben. Zum anderen sind nicht nur mögliche antike Reste, sondern auch die Siedlungsschichten der hochmittelalterlichen Stadt heute weitgehend zerstört. Der Grund sind massive Geländeabträge, die offenbar das Ziel hatten, den vormals schmaleren und stärker gewölbten Geländesporn einzuebnen und für die weitere Siedlungsentwicklung zu verbreitern. Die Massnahmen erfolgten spätestens im 15./16. Jahrhundert, vielleicht aber schon nach dem grossen und wiederholt auch archäologisch nachgewie-



«Lichtstall», Stich von Johann Jakob Ringle, 1642. Das Häusergeviert um die Stadtkirche hat mittige Zugänge. Im Nordwesten (Pfeil) ist ein turmartiges Gebäude zu erkennen.

senen Stadtbrand von 1381. Dadurch sind ältere Schichten ausserhalb der Stadtkirche, die erhöht auf einem kleinen «Resthügel» steht, kaum mehr erhalten.

Den widrigen Erhaltungsbedingungen zum Trotz steht heute fest, dass Liestal römische Wurzeln

hat. Doch wieso hat der Ort keinen römischen Namen, und wie könnte der gelautet haben? Die Sprachforscher sind sich einig, dass «Liestal» deutschsprachigen Ursprungs ist. Dies erstaunt in einer Landschaft, in der nachweislich noch bis ins 6./7. Jahrhundert eine Spätlatein sprechende Bevölkerung lebte. Das bezeugen viele Ortsnamen

Gut erhaltenes Beispiel eines quadratischen Kleinkastells vom *limes arabicus*: Qasr Bashir, Jordanien, erbaut 293–305 nach Christus.



Überlagerung des Grundrisses der spät-römischen Befestigung von Irgenhausen (Kt. Zürich) mit dem ältesten Stadtplan und dem heutigen Kataster.

gallorömischen Ursprungs: Basel, Augst, Muttenz, Pratteln, Ziefen, Magden, Möhlin, Frick oder Koblenz, aber auch Reinach, Dornach, Brislach, Sissach, Giebenach, Maisprach oder die beiden Ortswüstungen Bettenach und Munzach bei Liestal, also viele Namen mit gallorömischer Endung auf *-ach/-acum*.

Der antike Name von Liestal ist vermutlich in einer Liste von Orten festgehalten, die auf römischen Strassenverzeichnissen beruht und um 700 nach Christus vom so genannten Geographen von Ravenna niedergeschrieben wurde. Dort taucht in einer Folge von Etappen zwischen Strassburg und Zürich der Name *Frincina* auf. Nach allen lautlichen Verschiebungen im Laufe der Zeit müsste der Ort heute «Frenchina» oder «Frenkina» heissen. Und genau so wird in den ältesten Urkunden von 1145 und 1305 die «Frenke» genannt, die vom Passübergang des Oberen Hauenstein herkommend bei Liestal in die Ergolz mündet. Der Name lebt jedoch auch in «Frenkendorf» weiter, das vier Kilometer talabwärts liegt und keineswegs an der Frenke, sondern an der Ergolz – und nahe bei Liestal.

Dass wichtige Siedlungen und Flüsse in früheren Zeiten denselben Namen trugen, ist vielfach bezeugt. Vermutlich galt das auch für *Frincina*, das

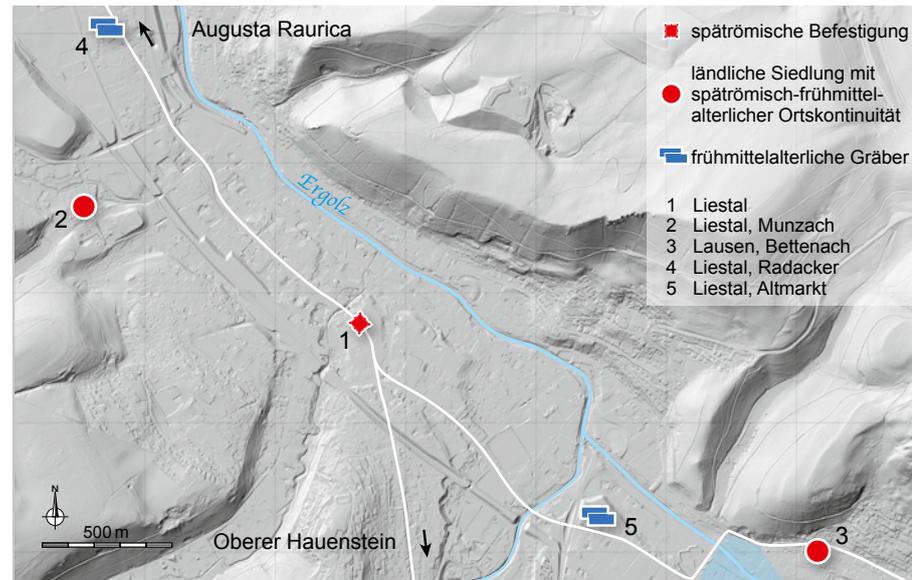


heutige Liestal. Doch wieso heisst der Ort heute anders? Orte an Verkehrsrouten dienen nicht nur als Wohnsitz und Etappenhalt. Sie sind auch Orientierungspunkte, weshalb wichtig ist, dass sie von möglichst vielen auch gleich benannt werden. Ein Namenswechsel passiert deshalb nie «einfach so».

Aufgrund der allgemeinen siedlungsgeschichtlichen Entwicklung ist klar, dass der Name Liestal im frühen Mittelalter geprägt worden sein muss. In der Tat ist das 5. bis 7. Jahrhundert eine Zeit des Umbruchs, eines eigentlichen Epochenwandels: Damals verschob sich der Fokus von der mediterran geprägten, lateinischen Antike mit seinem Vielgötterhimmel zum christlich bestimmten Frankenreich der Merowinger. Mit welchen heftigen Umwälzungen dies verbunden sein konnte, zeigt das Beispiel des römischen *Argentorate*, des heutigen Strassburg. Nach schweren Zerstörungen im 4. Jahrhundert erlebte der ehemalige Legionsstand-

ort in der Zeit der Merowinger einen markanten, archäologisch auch im Umland gut fassbaren Aufschwung. Im 6. Jahrhundert, erhielt der Platz seinen neuen Namen: *Strateburgum*, der befestigte Ort an der Heerstrasse, wie Liestal ein – wenn auch weitaus bedeutenderer – strategischer Etappenort, der just nach seiner Rolle neu benannt wurde.

Verkehrswege und spätrömisch-frühmittelalterliche Fundstellen im Ergolztal ober- und unterhalb von Liestal-Frincina.

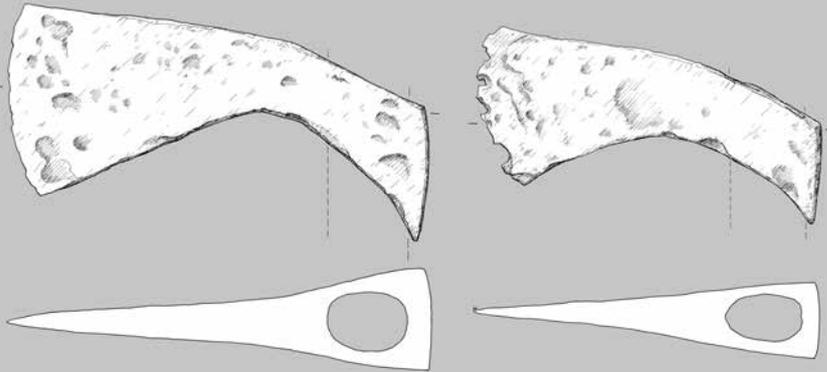


Eiserne Klingen von Wurfbeilen, so genannte Franziskaner, sind charakteristisch für Waffengräber fränkischer Prägung.

Damit sind wir bei der Frage angelangt, was «Liestal» genau bedeutet. Nach allgemeiner Lesart – auch des vor ein paar Jahren erschienenen Baslerbieter Namenbuchs – meint der in frühen Quellen bereits *Liestal*, *Liechstal*, *Liechstatt* oder *Liechtstal* benannte Ort «Das mit Liesche bewachsene Tal».

Plausibler erscheint uns aber eine Deutung, die mehr Rücksicht nimmt auf die topografischen Verhältnisse der erhöhten Spornlage und die historischen Hintergründe. Zählt man das /s/ zum zweiten Teil des Namens, ergibt sich ein *Lioht-stal* beziehungsweise *Lieht-stalja*, die helle, lichte Stelle, was ausgezeichnet zur erhöhten Lage im weiten unteren Ergolzthal passt.

Diese neue Herleitung erklärt, weshalb noch heute nur die Amtssprache das /a/ im Namen betont, nicht aber der Volksmund. Im Hoch- und Oberdeutschen bewirkte das /j/ nämlich einen Umlaut, das heisst aus *stalja* wurde «Stelle» und durch die Endsilbenabschwächung schliesslich *Liescht(e)l*. Ortsnamen, die auf *-stalja/-stal* enden, sind in unserer Region sehr selten. Möglicherweise zählt Balsthal am anderen Ende des Hauensteinpasses noch dazu. Deutlich besser bezeugt sind sie im fränkischen Kernland, in Nordfrankreich und Belgien. Typisch ist, dass sie nicht, wie sonst bei frühmittelalterlichen Ortsbezeichnungen üblich, mit einem Personennamen, sondern wie im Falle



Liestal, Radacker

Lausen, Bettenach

von Liestal gewissermassen unpersönlich gebildet wurden.

Neue kulturelle Einflüsse, zum Teil zweifelsohne verbunden mit dem Zuzug von Menschen, sind in der Region ab dem mittleren 6. Jahrhundert mehrfach bezeugt, jüngst etwa in den Grabfunden von Reinach, Baselstrasse (vgl. Jahresbericht 2019, S. 54 ff.). Dass sich dabei deutschsprachige Personenverbände aus dem nordgallisch-fränkischen Raum im ehemaligen spätrömischen Strassenkastell niederliessen, ist durchaus denkbar.

Die leider noch wenig bekannten fränkischen Gräber im Radacker bei Liestal-Munzach sowie eine Beilwaffe fränkischen Typs in Lausen-Bettenach, quasi vor den Toren Liestals, würden sehr gut in diesen Kontext passen (vgl. den Neufund aus Reinach, S. 140 ff.). Vermutlich ist es auch kein Zufall, dass die geradezu demonstrativ mitten in die postulierte spätrömische Festung gestellte Stadtkirche mit ihren frühmittelalterlichen Wurzeln dem Reichsheiligen der fränkischen

Merowinger geweiht ist: St. Martin. Ein politisch-wirtschaftlicher Umbruch, verbunden mit einem sprachlichen, dürfte also auch zum Namenswechsel von *Fringina* zu Liestal geführt haben.

Bericht: Reto Marti

Die Martinskirche von Liestal steht noch heute frei auf einem Platz, der seine Ursprünge in spätrömischer Zeit haben dürfte.



Die Burgruine Scheidegg bei Gelterkinden war einer der Etappenorte der Sommerserie des Regionalsenders Telebasel (Videostill aus der Sendung von Telebasel).



Neues aus dem Burgenland Baselbiet

Auch 2021 erfreuten sich die rund 80 Burgen, Schlösser und Burgruinen des Baselbietes bei den Einwohnerinnen und Einwohnern unseres schönen Kantons einer grossen Beliebtheit. Diese wird mittlerweile auch durch die aktive Bewerbung des «Burgenlands Baselbiet» durch Tourismus Baselland unterstützt. So hatte diese Organisation unter dem Titel «Auf ins Land der Burgen» zu einem Streifzug zu ausgewählten, über die Bezirke des Kantons verteilten Anlagen wie Pfeffingen, Wildenstein bis hin zu Zwingen aufgerufen. Diese Stätten waren auch Bestandteil der Kampagne «Baselland – Entdeckerland», bei der Interessierte im Rahmen eines Entdeckerspiels beziehungsweise einer «Burgen Challenge» in die alten Mauern gelockt wurden, um dabei Königin oder König von Baselland zu werden. Für die Archäologie Baselland sind diese Angebote eine schöne Bestätigung für den von ihr geleisteten gesetzlichen Auftrag, die Burgruinen zu erhalten und einer breiten Öffentlichkeit zu vermitteln.

Auch in Fernseh- und Radiosendungen waren die Burgen wieder ein Thema. Der Regionalsen-

der Telebasel nahm die Burgruine Scheidegg bei Tecknau in ihre Sommerserie unter dem Motto «Von Schönebuech bis Ammel» auf. So durfte der Schreibende dem interessierten Fernsehmoderatoren Chris Stöcklin auf seiner Wanderetappe Auskunft über die Geschichte und insbesondere über

Von Burgfrauen und Rittlern – Tourismus Baselland lässt Gross und Klein das Burgenland entdecken.

The image shows a screenshot of the Baselland website. At the top, there is a navigation menu with the following items: **Baselland.** Entdeckerland, ENTDECKEN & ERLEBEN, ÜBERNACHTEN, MEETINGS & EVENTS, EVENTKALENDER, SHOP. Below the navigation is a large banner image of two children in medieval costumes (one in a blue and red outfit with a red plume, the other in a blue outfit with a blue plume) standing in front of a stone ruin. The text 'Burgenland Baselland' is overlaid on the image. Below the banner, there are three smaller navigation items: Entdecken & Erleben, Burgen, Schlösser & Augusta-Raurica, Burgen. At the bottom of the page, the text 'Burgen in Baselland' is displayed in a large, bold font, and the website address 'www.baselland-tourismus.ch' is visible in the bottom right corner.

Das Burgenland Baselbiet «on air»: Moderator Dani von Wattenwyl von Radio Basilisk im Gespräch mit Christoph Reding.

den bewegten Untergang dieser wissenschaftlich bedeutenden Anlage geben. Auch die Burgruine Homburg bei Läfelfingen hatte in diesem Sendeformat einen kurzen Auftritt. Derselbe Regionalsender bot übrigens bereits im Jahr 2020 drei weiteren Ruinen gebührende Sendezeit. In der Serie

«My Summer» zeigte er damals die von Moderator Andri Mahler gedrehten Folgen über die Wartenbergburgen, die hoch über Muttenz thronen.

Den sicher reizvollsten Medienauftritt des Jahres ermöglichte dem Burgenland Baselbiet aber der regionale Radiosender Basilisk. Vom 9. bis 12. August 2021 durfte der Schreibende dem Moderator Dani von Wattenwyl in seiner Mittagssendung «Dani & Co» jeweils eine Stunde täglich vielfältige Fragen zu den Burgen und Schlössern der Region beantworten. Dabei wurden in lockerer Weise einem breiten Hörpublikum Themen wie diese vermittelt: Wer baute die Burgen, wann und für was? Wieso flickt man heute deren alte Mauern? Was sind die bedeutendsten archäologischen Funde? Welche Rolle spielten die Frauen auf den Burgen? Und wie war denn das mit den Verliesen und den unterirdischen Gängen?

Das grosse öffentliche Interesse an den Baselbieter Burgruinen wurde in den Jahren 2020 und 2021 noch zusätzlich befeuert durch die vorherrschende Corona-Epidemie. Bedingt durch die vielen ab-



gesagten öffentlichen Veranstaltungen und die geschlossenen Freizeit- und Verpflegungslokalitäten sowie durch die erschwerten Reisemöglichkeiten ins Ausland suchte die Bevölkerung noch häufiger als ohnehin schon Abenteuer und Erlebnis auf Baselbieter Burgruinen.

Dieser für die Denkmäler grundsätzlich sehr positive Aspekt führte in einigen wenigen Fällen aber auch zu nachteiligen Effekten. So nahm leider auf der vom Publikum stark frequentierten Burgruine Pfeffingen die Menge an liegen gelassenem Abfall so stark zu, dass nach Wochenenden vermehrt Klagen über das Littering laut wurden. Die Problematik der unkoordinierten Verrichtung der Notdurft von Besuchenden in und ausserhalb der Anlage erreichte sogar die Berichterstattung im Radio. In der Folge mussten die Equipen von Gemeinde und Kanton ihre Reinigungstouren intensivieren. Mit den Gemeindebehörden wurde die Einrichtung einer Toilette auf der Burgruine besprochen, aber aufgrund der drohenden Vandalismusgefahr auf Zusehen hin verschoben. Seit der Aufhebung der Corona-Massnahmen zum Schutze der Bevöl-

kerung im Laufe des Sommers 2021 hat sich die Situation zum Glück aber wieder entspannt.

Bericht: Christoph Reding

Nicht die Art von Fundstücken, die man sich auf einer Burg wünscht: Abfall auf Pfeffingen nach einem schönen Wochenende.



Halbzeit! Tag der offenen Baustelle auf der Farnsburg

Gespannt lauscht das Publikum am Taf der offenen Baustelle den Ausführungen des Projektverantwortlichen Christoph Reding.

Fast schon traditionell lädt die Archäologie Baselland bei grösseren Burgensanierungen ungefähr in der Hälfte der Bauzeit zu einem Tag der offenen Baustelle ein. Dies war auch auf der Farnsburg der Fall, wo dieser Zeitpunkt im Herbst 2021 erreicht war (S. 148 ff.).

Der Anlass stiess bei der Bevölkerung auf grosses Interesse: Rund 360 Personen nahmen am Samstag 4. September den steilen Aufstieg zur Burgruine unter die Füsse, strampelten mit dem Fahrrad hinauf oder kamen sogar hoch zu Ross. Von 9 bis 15 Uhr informierten jede Viertelstunde Expertinnen und Experten mit Führungen über die Farnsburg und den Fortschritt der Sanierungsarbeiten. Die Handwerker der Bauunternehmung Rofra Bau AG zeigten live, wie die Mauerabschnitte mit Spezialmörtel und frostsicheren Bruchsteinen ergänzt, abgedichtet und so für künftige Generationen erhalten werden.

Eine besondere Attraktion bot die Infanterie-Vereinigung Baselland. Erstmals konnte der unter ihrer Leitung wiederhergerichtete Artilleriebeobachtungsposten aus dem Zweiten Weltkrieg besichtigt werden, der unter der Ruine eingebaut ist. Für das leibliche Wohl war die Eigentümerin der Farnsburg besorgt: Die Familie Dettwiler vom Hofgut Farnsburg bot Grilladen aus eigener



Produktion sowie Getränke an. Den Wissensdurst stillte zudem ein Stand der Archäologie Basel-land. Originalfunde aus früheren Untersuchungen wie auch der aktuellen, beispielsweise eine halbe Kanonenkugel aus Stein, faszinierten Klein und Gross gleichermaßen. Als «Bhaltis» gab es zudem einen druckfrischen Flyer zur Farnsburg zum Mitnehmen.

Ganz spontan steuerte der Verein Ortssammlung Ormalingen ein weiteres Highlight hinzu: Markus Schaub brachte eine mittelgrosse Holztruhe vorbei, die gemäss den darauf aufgemalten Initialen wohl Margaretha Hagenbach gehört hatte. Sie war die Frau von Hans Franz Hagenbach – bis 1798 der letzte Landvogt der Farnsburg. Die schön ausgekleidete – aber leider leere – Truhe löste beim Publikum zahlreiche Spekulationen aus, was wohl einst darin aufbewahrt worden war.

Der gelungene Anlass bei schönstem Sonnenschein weckte bei vielen Besucherinnen und Besuchern

die Vorfreude auf die Wiedereröffnung der Burg nach der Sanierung. Dies dürfte voraussichtlich im Laufe des Jahres 2023 der Fall sein.

Bericht: Andreas Fischer

Die Truhe der Margaretha Hagenbach auf dem Präsentationstisch, dahinter die halbe steinerne Geschosskugel.





Langenbruck, Dürstel.
Rekonstruktion des
Verhüttungsplatzes
mit dem Hochofen aus
dem 13. Jahrhundert
(Joe Rohrer, Luzern).

Eisenverhüttung im Dürstetal – eine Publikation und ihre spezielle Vernissage

Die umfassende Publikation einer Fundstelle ist meist ein mehrjähriger Prozess, an dem zahlreiche Personen beteiligt sind. Umso trauriger ist es, wenn aufgrund einer Pandemie die «Geburt des Babys» nicht mit allen Involvierten gebührend gefeiert werden kann. Dies war leider beim 2021 erschienenen Buch «Eisenverhüttung im Dürstetal. Ein Hochofen des 13. Jahrhunderts in Langenbruck» von Jürg Tauber (ehemaliger Kantonsarchäologe) und Marianne Senn (EMPA) der Fall. Um den neuesten Band 55 aus der Reihe «Schriften der Archäologie Baselland» dennoch einem breiten Publikum bekannt zu machen, haben wir uns etwas Spezielles einfallen lassen. Doch schön der Reihe nach.

In den 1990er-Jahren intensivierte die Archäologie Baselland ihre Forschungen zum Eisen-gewerbe in der Nordwestschweiz. Bei gezielten Sondierungen im Dürstetal bei Langenbruck kamen die Reste zweier Verhüttungs-öfen zum Vorschein. Ofen I entsprach dem Typus der

häufigen Rennöfen, in denen im direkten Verfahren Eisen produziert wurde. Nach den Schlacken zu schliessen, wurde aber vorwiegend Roh- oder Gusseisen im indirekten Verfahren hergestellt, wie man es von den jüngeren Hochöfen kennt. Um einen solchen handelt es sich eindeutig beim zweiten entdeckten Ofen, einem ursprünglich runden

Vom Hochofen blieb nur ein Teil des ringförmigen Fundaments im Boden erhalten.



Die Öfen 1 und 2 im Umfeld des Hofs Dürstetal. Die Pfeile zeigen an, wo erzführende Schichten an die Oberfläche treten.

Turm von gut vier Metern Durchmesser und etwa derselben Höhe.

Die Fundstellen im Dürstetal markieren damit einen Wechsel in der Verhüttungstechnologie. Zu Beginn des Hochmittelalters dominierten Rennöfen, wo sich im Innern ein direkt schiedbarer

«Eisenschwamm» bildete. Hochöfen hatten aber erhebliche Vorteile: Zum einen konnte man sie über eine längere Zeit kontinuierlich betreiben, zum andern aus der gleichen Menge Erz mehr Eisen gewinnen. Der Nachteil war, dass man das produzierte Roheisen zuerst weiterverarbeiten musste, bevor man es schmieden konnte. Ofen I im Dürstetal, der vielleicht noch aus dem 12. Jahrhundert stammt, ist ein «grosser Rennofen», in dem man auch Roheisen hergestellt hat. Ofen II hingegen ist ein eindeutiger Hochofen. Er datiert ins 13. Jahrhundert und gehört damit zu den ältesten und bestuntersuchten Belegen dieses Typs in Europa.

Verarbeitet wurde sowohl lokal vorhandenes als auch zugeführtes Erz. Der Betrieb einer solchen Eisenhütte ist nur möglich, wenn dahinter Auftraggeber mit den nötigen materiellen und personellen Ressourcen stehen. Die Spur führt zu den Grafen von Frohburg. Mit der Gründung des Klosters Schöntal um 1140 weiteten sie ihre Macht in das Gebiet des Oberen Hauensteins aus. Ofen I könnte durchaus in dieser Zeit entstanden



sein. Das Ende von Ofen II wiederum könnte mit dem Niedergang der Waldenburger Linie des Geschlechts in Verbindung zu bringen sein, das 1366/67 erlosch.

Alle diese Ergebnisse sind in der Publikation «Eisenverhüttung im Dürsteltal. Ein Hochofen des 13. Jahrhunderts in Langenbruck» auf 203 Seiten ausführlich erläutert. Das Buch konnte dank Beiträgen der Dr. h.c. Alfred Mutz-Stiftung sowie der Georg Fischer AG gedruckt werden und ist Anfang 2021 beim Schwabe Verlag erschienen. Und eben: Eigentlich hätten wir das sehr gerne mit einer Vernissage gefeiert. Da dies aufgrund der damals geltenden Bestimmungen nicht möglich war, produzierten wir einen kurzen Film, in dem der Hauptautor die wichtigsten Resultate zusammenfasst. Diesen stellten wir auf Youtube und Webseite online. Der Erfolg dieser Aktion war beachtlich: In den ersten 24 Stunden hatten wir bereits 600 und bis heute rund 1200 Aufrufe. Damit erreichten wir viel mehr Leute, als je zu einer Buchvernissage gekommen wären. Grund genug, auch

für kommende Publikationen einen Filmdreh ins Auge zu fassen, aber natürlich in Verbindung mit einer klassischen Vernissage.

Bericht: Andreas Fischer

Dieser schwere Schmiedehammer fand sich nahe beim «Frischherd», wo das Gusseisen durch die Elimination von Kohlenstoff schmiedbar gemacht wurde.



Hoher Besuch im KoLa

Jo Vergeat, mittlere Präsidentin des Grossen Rats, und Balz Herter testen die neue Wärmebildkamera der Bauforschung.

Nein, das ist weder ein Schreibfehler noch eine verkappte Getränkewerbung: «KoLa» ist die umgangssprachliche Bezeichnung des Konservierungslabors von Archäologie und Museum Basel-land – und als solches natürlich ein spannender Ort, der immer einen Abstecher lohnt.

Die beiden Büros des Basler Grossen Rats und des Baselbieter Landrats haben die pandemiebezogene Ruhephase vor der «vierten Welle» genutzt und dem KoLa im Anschluss an eines ihrer regelmässigen Treffen im November einen Besuch abgestattet.

Silvia Kalabis, die Leiterin des KoLas, führte die illustre Kundschaft durch die Werkstätten ihrer Abteilung und gab einen Einblick in die dort anfallenden Arbeiten, von der Erstversorgung archäologischer Funde über die Entsalzung von Metallobjekten bis zur Reinigung von Keramik mit dem Mikrosandstrahlgerät. An letzterem durften die Besucherinnen und Besucher sogar selber Hand anlegen. Am Beispiel von Abgüssen des berühmten Prattler Faustkeils erfuhren sie zudem, dass beim Kopieren nicht nur Oberflächen und Farbgebung exakt stimmen müssen, sondern auch die «inneren Werte», sprich: das Gewicht. Das explizit «zum Anfassen» hergestellte Duplikat eines Steinzeitgeräts, das nur einen Bruchteil seiner 1,1 Kilogramm wiegt – undenkbar!



In einem zweiten Parcour zeigte der Schreibende auf, wie die Archäologie Baselland mit dem Einsatz von viel Hightech, strukturiertem Vorgehen und einer rigorosen Strategie versucht, ihr weites Aufgabenfeld mit den knappen zur Verfügung stehenden Ressourcen zu meistern. Auf besondere Faszination stiess dabei die kürzlich angeschaffte Wärmebildkamera, dank der das Bauforschungsteam mit einem einfachen Knopfdruck einen ersten Blick unter Mörtelverputze und Holzverkleidungen werfen kann (vgl. Jahresbericht 2019, S. 154 ff.).

Der vergnügliche Anlass – eine Seltenheit in diesem anspruchsvollen Jahr – war für alle Beteiligten inklusive den Veranstaltenden ausserordentlich bereichernd. Das Publikum zeigte sich wachsam und engagiert, die Fragen trafen ins Schwarze – was will man mehr? Wie gross das Interesse auch seitens der Besuchenden war, zeigten im Anschluss an die Führungen die wiederholten Anstrengungen, die erforderlich waren, um den hohen Besuch von

den vielen spannenden Themen weg und hin zum Abendessen zu bewegen ...

Bericht: Reto Marti, mit Dank an David Jenny, Präsident des Grossen Rates Basel-Stadt, für die Fotos

Politiker aus Stadt und Land begutachten den Keltenschatz von Füllinsdorf: Joël Thüring, Pascal Ryf, Balz Herter und Alex Klee.



Leihgaben

Bronzezeitliche Tiermodelle in der Ausstellung ‚Verehrt und gejagt‘. Unser Schwein aus Pfeffingen ist oben in der Mitte.

- Museum für Urgeschichte(n), Zug: Sonderausstellung ‚Verehrt und gejagt. Inszenierung der Tiere seit der Steinzeit: Bronzezeitliche Tierfigur von Pfeffingen, Schalberg, römisches Mosaikfragment mit Pferdekopf von Liestal, Munzach und frühmittelalterliche Trachtbestandteile mit Tierdarstellungen von Sissach, St. Jakob.

- Museum für Urgeschichte(n), Zug/Neues Museum Biel: Wanderausstellung ‚Mondhörner – rätselhafte Kultobjekte der Bronzezeit: Mondhorn von Reinach, Rainenweg.

- Inventar der Fundmünzen der Schweiz, Bern: Münzen von Blauen, Chremer zur exakten Bestimmung (vgl. Bericht S. 164 ff.).

- Diverse Ausleihen von Objekten der archäologischen Sammlung zur Restaurierung im Homeoffice an Mitarbeitende respektive an private Firmen.



Publikationen

- Nora Näf, Das Törl in Liestal, BL – Baubefund, Veränderungsgeschichte, Einordnung. Masterarbeit Otto-Friedrich-Universität Bamberg und Hochschule für angewandte Wissenschaften Coburg (2 Bde., Abgabe Oktober 2020).
- Michael Nick, Der Kaletedou-Sula-Quinar vom Adlerberg bei Pratteln (Kanton Basel-Landschaft, Schweiz) und der Beginn der Kaletedou-Prägung. Schweizerische Numismatische Rundschau 99, 2021, 11–27.
- Markus Peter, Zwei frühkaiserzeitliche Münzensembles aus der Nordwestschweiz [Rothenfluh und Pratteln]. Schweizerische Numismatische Rundschau 99, 2021, 29–45.
- Jürg Tauber/Marianne Senn, Eisenverhüttung im Dürstetal. Ein Hochofen des 13. Jahrhunderts in Langenbruck. Schriften der Archäologie Basel-land 55 (Basel 2021).
- Die Ödenburg bei Wenslingen – ein früher Adelssitz (Informationstafel und Flyer).

Neue Visualisierung:
die Ödenburg bei
Wenslingen, eine
Adelsburg des 11. und
12. Jahrhunderts
(Joe Rohrer).



Zeittabelle (v. Chr.)		Ereignisse	Funde, Fundstellen
Zeitenwende	Jüngere Eisenzeit (Latènezeit)	Rauriker (Kelten) erste stadtartige Siedlungen (Oppidum Basel-Gasfabrik) Caesar erobert Gallien, erste schriftliche Nachrichten Gründung der Colonia Augusta Raurica (-44, erste Funde -15)	Oppidum, Töpferei (Sissach-Fluh und Brüel) Flachgräber (Allschwil, Muttenz, Diepfingen ...) Siedlungsgruben (Gelterkinden, Therwil) Hortfunde (Münzschatz von Füllinsdorf)
200			
400	Ältere Eisenzeit (Hallstattzeit)	Werkzeuge und Schmuck aus Eisen «Fürstensitze», erste Luxusimporte aus dem Mittelmeerraum	Höhensiedlungen (Muttenz-Wartenberg, Sissach-Burgenrain) Grabhügelfelder (Muttenz-Hard, Pratteln)
600			
800	Bronzezeit	Herausbildung sozialer Schichten Buntmetall (Bronze) wird wichtiger Werkstoff befestigten Höhensiedlungen Metallhandel, Metallhorte Klimaverschlechterung, Aufgabe der Seeufersiedlungen (-800)	Höhensiedlungen (Pfeffingen-Schalberg, Muttenz ...) Siedlungen und Urnengräber (Birseck) Depotfunde (Aesch, Allschwil)
1000			
1500			
2000			
3000	Jungsteinzeit (Neolithikum)	Beginn Sesshaftigkeit, Ackerbauern, Viehzüchter erste Keramik, Objekte aus geschliffenem Stein Bau fester Häuser, im Mittelland erste Seeufersiedlungen	La Hogue-Keramik (Liestal-Hurlistrasse) Dolmengräber (Aesch, Laufen) Silixabbau (Lampenberg-Stälzler)
5500	Mittelsteinzeit (Mesolithikum)	Jäger und Sammler in Wald- und Buschlandschaften Fundzunahme	Bestattung (Birmatten-Basisgrotte)
7000			
10 000	Altsteinzeit (Paläolithikum)	nomadisierende Jäger und Sammler Homo erectus, Neandertaler, moderner Mensch Werkzeuge aus Silix und Geröllen Eiszeiten wechseln mit Warmzeiten Gletscher und Tundra Beginn der Wiederbewaldung im Spätpaläolithikum (ab 12 600 v. Chr.)	Faustkeil (Pratteln) Chopping tool (Reinach, Arisdorf, Münchenstein) Freilandstation (Muttenz-Rütihard) Silixgewinnung (Roggenburg) bemalte Gerölle (Arlesheim)
50 000			
100 000			
150 000			
300 000			
600 000			

Funde, Fundstellen	Ereignisse	Zeittabelle (n. Chr.)	
<p>Gewerbeanlagen (Binningen-Hollee) militärische Anlagen (Belchen, Langenbruck, ...) Aussiedlerhöfe</p>	<p>Kantonstrennung (1832), Bundesstaat (1848) Aufhebung Flurzwang (-1829), Bevölkerungsexplosion Industrialisierung, Technisierung, Informationsgesellschaft</p>	Moderne	2000
<p>Zunahme des Steinbaus, Gewerbeanlagen, Kirchenumbauten Hochwachten (Frenkendorf-Fluh, Pratteln, Sissach-Fluh, ...) Verkehrswege (Langenbruck-Passstrasse) Schlösser (Birseck, Farnsburg, Homburg, Pfeffingen ...)</p>	<p>Reformation (ab 1520) Dreissigjähriger Krieg (1618–1648) Kolonialisierung in Amerika, Afrika und Asien</p>	Neuzeit	1800 1600
<p>Kleinstädte (Liestal, Laufen, Waldenburg) Burgen (Pratteln-Madeln, Arlesheim-Birseck, Farnsburg, Homburg, Sissach-Bischofstein, Zwingen-Ramstein ...)</p>	<p>Herausbildung der Eidgenossenschaft Erdbeben von Basel (1356) Gründung der Universität Basel (1460)</p>	Spätmittelalter	1400
<p>Dörfer (Lausen-Bettenach, Liestal-Rösern, Reinach, Aesch ...) Kirchen, Klöster (Aesch, Muttenz, Langenbruck-Schöntal ...) Burgen (Füllinsdorf-Altenberg, Wenslingen-Ödenburg, Eptingen-Riedfluh, Muttenz-Wartenberg ...)</p>	<p>Stadtgründungen (Liestal, Waldenburg, Laufen) Burgenbau, Rodungen, Basel erhält Stadtmauer (um 1100)</p>	Hochmittelalter	1200
<p>ländliche Siedlungen (Lausen-Bettenach, Pratteln, Reinach ...) Gräberfelder (Aesch, Reinach, Therwil, Eptingen ...) Kirchen (Oberwil, Lausen, Sissach, Buis, Bennwil, ...) frühe Burgen (Liestal-Burghalden, Sissach, Zunzgen-Büchel) Töpfereien (Oberwil, Therwil, Reinach)</p>	<p>Merowinger integrieren Region ins Frankenreich (534/537) intensivierte Christianisierung, Kirchen und Klöster entstehen Altsiedelland der Römerzeit wird wieder besiedelt Herausbildung der Feudalgesellschaft Königreich Hochburgund (888–1032)</p>	Frühmittelalter	1000 800 600
<p>Koloniestadt Augusta Raurica Gutshöfe (Liestal-Munzach, Muttenz, Pratteln, Hölstein ...) Wasserleitung (Lausen-Liestal-Füllinsdorf-Augst) Heiligtümer (Bubendorf-Fieleten, Frenkendorf-Fluh) spätromische Wachtürme (Birsfelden, Muttenz, Rheinfelden)</p>	<p>Romanisierung der Bevölkerung (Gallo-Römer) Handel und Verkehr blühen in zentralen Lagen entstehen grosse Gutshöfe dichte Besiedlung, Entvölkerung in Krisen des 3. und 4. Jh.</p>	Römerzeit	400 200 Zeitenwende

